Nebraer Anzeiger

für Stadt und Umgegend.

Gratisbeilagen:
Wöchentlich ein illustriertes Sonntagsblatt und vierzehntägig eine landwirtschaftliche Beilage.

Amtliches Organ der königlichen und städtischen Behörden in Nebra a. U.

Erscheint
Mittwoch und Sonnabend.
Abonnementspreis
vierteljährlich 1,05 Mk. pränumerando, durch die Post oder andere Boten 1,20 Mk., durch die Briefträger frei ins Haus 1,45 Mk.

Insertionspreis
für die einspaltige Korpuszeile oder deren Raum 15 Pfg., bei Privat-Anzeigen 10 Pfg. Reklamen pro Zeile 25 Pfg.
Inserate
werden bis Dienstag und Freitag 10 Uhr angenommen.

Nr. 95. Nebra, Sonnabend, 28. November 1914. 27. Jahrgang.

Bulgarien will mitmachen.

Mit dem Losschlagen der Türkei ist die Zahl der am Kriege teilnehmenden Staaten noch nicht geschlossen. In Lissabon treten nächstens die Kammern zusammen, um zu beschließen, ob Portugal mittun soll oder nicht. Neutral ist Portugal tatsächlich schon bisher nicht gewesen, es steht vollständig unter englischem Druck; ob es sich jedoch dazu entschließt, offen mit Hilfstruppen auf die englische Seite zu treten, ist noch nicht gewiß und schließlich, angesichts der geringen Machtmittel, über die es verfügt, ziemlich gleichgültig.

Während sein Anschluß an den Dreiverband den europäischen Kriegsschauplatz nicht erweitern würde, hängt von der Haltung Bulgariens ein neuer Balkankrieg ab. In den letzten Wochen ist von den Mächten des Dreiverbandes in Sofia mit allen Mitteln gearbeitet worden, um Bulgarien gegen die Türkei mobil zu machen oder es wenigstens zur Bewahrung der Neutralität zu bestimmen. Man versprach Bulgarien die freiwillige Abtretung eines Teils der von Serbien im zweiten Balkanfriege geraubten mazedonischen Gebiete und stellte ihm die leichte Rückeroberung der sogenannten Enosäinie mit Adrianopel gegen die mit ihren militärischen Kräften gegen den Kaukasus und Ägypten vorgehende Türkei vor. Alle diese Versuche sind gescheitert. Stärker als diese Verlockungen erwies sich der tiefe Groll der Bulgaren darüber, daß sie, die in dem Türkenkriege militärisch am meisten geleistet und die größten Opfer gebracht hatten, in dem darauf folgenden Beutekriege mazedonisches, nach dem Rückzuge der Türken hauptsächlich von bulgarischen Stammesbrüdern bewohntes Land den Serben und Griechen überlassen mußten.

Nach glaubwürdigen Berichten aus Sofia geht die fast allgemeine Stimmung dahin, sich unter keinen Umständen wieder unter russischen Schutz zu stellen und vor allem an den treulosen Serben Vergeltung zu üben. „Wir sind vollkommen entschlossen," schreibt die der Regierung nahestehende ‚Kambana', „das ganze Mazedonien bis zum Fluß Bistritza zu besetzen. Von der Türkei haben wir nichts zu verlangen und mit Rumänien können wir in Frieden leben. Es liegt in unserem eigenen Interesse, daß ein starkes Rumänien zwischen uns und dem russischen Bären liegt. Unser einziger Zweck ist die Vernichtung Serbiens und Griechenlands."

Die Neigung, den Hilferufen der in serbische Knechtschaft geratenen mazedonischen Stammesgenossen zu folgen, ist auch in den sonst russenfreundlichen Kreisen Bulgariens noch gestiegen, seitdem der Widerstand der Serben gegen die österreichisch-ungarischen Truppen an der Save und Drina zusammengebrochen ist und Aussicht besteht, daß nach der Eroberung Belgrads auch die zwischen Serbien und Rumänien laufende Donaustraße, am eisernen Tor, für russische Transporte gesperrt und für Transporte aus Ungarn freigemacht wird. Hinderlich für den Entschluß, aktiv gegen Serbien vorzugehen, ist nur die Rücksicht auf Rumänien, das den Bukarester Frieden herbeigeführt hat und eine beträchtliche Vergrößerung Bulgariens nicht wünscht.

Wie sich dieser Gegensatz lösen wird, läßt sich noch nicht absehen. Das meiste hängt vom Verlaufe der Lodzer Schlacht ab. Bringt das Waffenglück Hindenburgs den Russen die erhoffte entscheidende Niederlage bei, so werden die gegen Österreich-Ungarn erregten rumänischen Geister erst recht die Klugheit ihres verstorbenen Königs Karol begreifen. Der dem Drängen eines großen Teils seines Volkes zur Parteinahme für Rußland widerstand und am liebsten sofort mit Österreich-Ungarn und Deutschland gegangen wäre. Dann aber ist für Bulgarien die Bahn frei, und es wird unzweifelhaft in den Weltkrieg eingreifen.

Es fragt sich nun, welche Haltung in diesem Falle Griechenland einnehmen wird. Ohne Zweifel ist in Athen eine starke Strömung für die Teilnahme am Kriege vorhanden. Aber so gern man auch das Konto mit der Türkei begleichen möchte, so sehr scheut man einen Krieg für die Interessen des Dreiverbandes. Man weiß in Athen sehr wohl, daß Frankreichs Aussichten schlimme sind, und man hofft kaum noch auf einen Sieg des Dreiverbandes. Ist aber Serbien geschlagen und ist die Schlacht vor Lodz für die Russen verloren, so dürfte ein Losschlagen Griechenlands kaum in Rechnung zu ziehen sein.

*

Verschiedene Kriegsnachrichten.

Unsere Lage im Osten und Westen.

Soweit die amtlichen Nachrichten von den Kriegsschauplätzen im Osten und Westen erkennen lassen, stehen die Dinge für Deutschland ausgezeichnet. Nachdem unsere Gegner vergeblich den Versuch gemacht haben, uns **starke Friedenssehnsucht** anzudichten, beginnen sie wieder mit Drohungen. **Neue Fliegerpfeile, neue Unterseebootaren, neue sehr weittragende Geschütze** haben sie heranbeschäftigt, und nunmehr werden sie den Sieg an ihre Fahnen heften. Dabei ist in Paris, London und Warschau kaum noch dem Schrecken zu wehren, weil eben unsere Gegner wissen, daß unser Vormarsch zwar verzögert, aber nicht aufgehalten werden kann.

Deutschlands Erfolge in Ostafrika.

Die englische Gesandtschaft im Haag teilt über die jüngsten Operationen in Ostafrika folgendes mit:

Da gemeldet wurde, daß eine wichtige Endstation der Eisenbahn in Deutsch-Ostafrika nur schwach besetzt sei, wurden Truppen entsandt, um die Station zu erobern. Sie wurden am 2. November gelandet und rückten sofort gegen die feindliche Stellung vor. Mittlerweile stellte sich heraus, daß die Deutschen sehr stark waren, und obgleich die Engländer die Stadt erreichen konnten, waren sie gezwungen, sich zurückzuziehen und sich zur Vorbereitung neuer Operationen wiederum einzuschiffen. Die englischen Verluste betrugen rund 800 Mann.

Wenn auch nicht näher ausgeführt wird, wo sich die Schlacht zugetragen hat, so kann an der Wahrheit des Berichtes schon deshalb nicht gezweifelt werden, weil er aus englischer Quelle stammt.

*

Der Aufstand in Marokko.

In Madrid liegen neue Meldungen über den Aufruhr in Marokko vor. Danach sollen fast alle Stämme in den französischen Gebieten dem Kommandanten den Gehorsam aufgekündigt haben, worauf sie in das Lager der Rebellen übergegangen seien. Die Hauptstadt Fez sei bereits gänzlich vom Verkehr mit der Außenwelt abgeschnitten, die französische Besatzung stehe nur noch auf drahtlosem Wege mit der Küste in Verbindung. In Fez selbst soll es zu blutigen Unruhen und Straßenkämpfen gekommen sein.

In den politischen Kreisen Madrids ist man der festen Überzeugung, daß Frankreich gezwungen sein würde, sofort einen **Kolonialkrieg allergrößten Stiles** zu führen, wenn es nicht Marokko, Südalgerien und vielleicht sogar Tunis auf immer verlieren wolle. Eine **Unterstützung** seitens der spanischen Regierung hält die gesamte einsichtige Presse für völlig **ausgeschlossen.**

*

Die Vernichtung des „Audacious".

Zu dem Untergang des englischen Überdreadnought „Audacious", der an der irischen Küste unterging, wird von der ‚National Tidende' in Stockholm geschrieben:

Ein schwedischer Dampfer, der am 21. Oktober mit der „Olympic" New York verließ, sichtete am 25. Oktober mittags an der irischen Küste ein großes englisches Kriegsschiff, das still lag und **augenscheinlich in Not** war. Auf Verlangen des Kriegsschiffes nahm die „Olympic" 250 Mann der Gesamtbesatzung von 800 bis 900 Mann an Bord, der Rest wurde von einigen Kriegsschiffen aufgenommen, die zu Hilfe kamen. Wie verlautete, war das große englische Kriegsschiff morgens **stark beschädigt** worden, doch war es ungewiß, ob **durch eine Mine oder durch ein Torpedo** von einem deutschen Tauchboot. Übrigens wurde den „Olympic"-Passagieren durch Anschlag verboten, in England etwas von dem Gesehenen zu berichten. Die „Olympic" versuchte, das Kriegsschiff, das eine starke Schlagseite bekommen hatte, ins Schlepptau zu nehmen, was sich aber als unmöglich erwies. Nach dem, was die Passagiere später erfuhren, **ging das Kriegsschiff kurz darauf unter.**

Die Vernichtung des „Audacious" trifft die englische Flotte schwer; denn es handelt sich hier um einen Dreadnought modernster Art. Das Schiff war im Jahre 1912 vom Stapel gelaufen und gehörte der „King-George-V."-Klasse an. Das sind Linienschiffe von über 27 000 Tons Wasserverdrängung und sehr starker Panzerung, die eine äußerst schwere Armierung tragen. Der „Audacious" führte zehn 34,3-, sechzehn 10,2- und vier 4,7-Zentimeter-Geschütze, 5 Maschinengeschütze und drei Torpedorohre.

Meuterei im russischen Heere.

In Lemberg ist jetzt bekannt geworden, daß die zwischen dieser Stadt und der Festung Przemysl liegenden **Tscherkessenregimenter** gemeutert hätten, als sie erfuhren, daß in Konstantinopel der **heilige Krieg** verkündet worden sei. Die Regimenter sollen sofort nach dem Innern verlegt und durch andere ersetzt worden sein.

*

— Der ‚Daily Mail' wird von ihrem Petersburger Mitarbeiter geschrieben: „Serbien befindet sich in einer **bösen Lage.** Österreich hat von Deutschland den Befehl erhalten, endlich mit Serbien Schluß zu machen, schon um dadurch Bulgarien auf Deutschlands Seite zu bringen."

*

Das Ringen um den Suezkanal.

Wie der Mailänder ‚Italia' aus Alexandrien telegraphiert wird, hat etwa 20 Kilometer östlich vom Suezkanal zwischen türkischen Truppen und indischen Kameltreitern ein Gefecht stattgefunden, das durch das Eingreifen türkischer Kavallerie zu ungunsten der Indier entschieden wurde. Die Indier wurden gänzlich zersprengt, die beiderseitigen Verluste sind unbekannt.

Die Türken führen vier schwere Batterien mit sich, von denen eine bereits beim Kanal aufgestellt sein soll. Die Türken sollen beabsichtigen, mit diesen Geschützen die Kunstbauten der Kanalufer zu zerstören, um die englischen Kriegsschiffe festzulegen. Bisher ist Ägypten angeblich ruhig, aber man weiß nicht, ob es sich um Gleichgültigkeit oder um die Stille vor dem Sturm handelt.

*

Japan und China.

Der ‚Baseler Anzeiger' untersucht in einem Artikel, was Japan im Schilde führe. Er betont die Möglichkeit einer Auseinandersetzung mit den Waffen zwischen Japan und China wegen der Streitigkeiten betreffend die Schantungbahnkonzessionen usw. und weist auf die Schaffung eines japanischen Flottenstützpunktes auf den deutschen Inselgruppen im Stillen Ozean hin. Der Artikel schließt: Wenn etwas den Europäern die ganze Gefährlichkeit dieses Krieges recht deutlich vor Augen führen kann, so ist es die Lage im fernen Osten, und die japanischen Bemühungen in Petersburg, mit den Russen zu einem Bündnis zu gelangen, müßten eigentlich jedem zu denken geben. Gelingt der Bündnisabschluß, dann ist der jetzt noch sehr ferne Osten mit einem Mal durch die russische Tür ins Herz Europas gelangt. Die Folgen kann man sich ungefähr vorstellen, und dann dürfte die Zeit kommen, wo selbst gewissen englischen Ministern das Spötteln vergehen könnte.

Hindenburgs Sendung.

Die geschichtliche Sendung Hindenburgs ist die gewaltigste, die seit den Tagen der Kämpfe zwischen Germanen und Römern jemals einem Manne zuteil geworden ist. Um die Bedeutung dieser Sendung richtig zu erfassen, muß man sich den großen inneren Hintergrund des Weltkrieges vergegenwärtigen und sich gleichsam auf den Standpunkt stellen, von dem aus in Jahrzehnten die Kulturforscher den heutigen Weltkrieg betrachtet hätten, wenn Rußland nicht durch das Genie Hindenburgs zerschmettert worden wäre.

Es ist keine Frage, daß in diesem Falle für einen späteren Geschichtsforscher der Krieg im Westen, der heut die größte Bedeutung hat, nur eine untergeordnete Rolle spielen würde. Bei der geschichtlichen Betrachtung von gewaltigen Wendepunkten großer Zeitläufe werden nicht die Kriege und Siege nach ihrer zeitigen Größe, sondern nach ihren kulturgeschichtlichen Folgen gewertet. Der Weltkrieg entstand — darüber ist bei keinem ein Zweifel —, weil Rußland der slawischen Idee eine Ausbreitung über ganz Europa schaffen wollte. Der Balkan mußte in den letzten Kriegen zu einem slawischen Vasallenstaat werden. Serbien hatte von Rußland den Auftrag, den slawischen Gedanken in Österreich auszubreiten. Die groß-serbischen Umtriebe, denen der Erzherzog Franz Ferdinand zum Opfer fiel, waren eine mit Rußlands Einwilligung betriebene Agitation des slawischen Gedankens.

Als dann der große Krieg ausbrach, da Deutschland sich durch die gewaltigen Rüstungen Rußlands gegen Österreich und gegen unsere eigene Ostgrenze bedroht fühlte, war in der Presse der ganzen Welt allgemein die richtige Auffassung zu lesen, daß es sich jetzt um ein Wettringen zwischen dem Slawentum und dem Germanentum handele. Das ist der Kernpunkt des großen Weltkrieges. Rußland wollte seine Hände nach Österreich und nach Deutschland ausstrecken, um dadurch ganz Europa zu einem slawischen Staat zu machen. Hätte Rußland gesiegt, dann wäre naturgemäß Frankreich in völlige Abhängigkeit von dem übermächtigen Rußland geraten, und England wäre ein erbitterter aber schwacher Feind Rußlands geworden. Rußland hätte seine Fänge nach der Türkei ausgestreckt, hätte ganz Persien als sein Interessengebiet betrachtet, hätte Afghanistan und Indien bedroht, ohne daß sich England hätte dagegen wehren können. Dies wäre aber nicht die schrecklichste Folge des Krieges gewesen.

Die furchtbarste und alle sittlichen Begriffe erschütternde Folge dieses Krieges, dessen Ausgang das kurzsichtige England gar nicht erkannt hätte, wäre die gewesen, daß die rohe, plumpe und ungefüge slawische Kultur den Sieg über die germanische Kultur erlangt hätte. Dann wären alle sittlichen Grundlagen vernichtet. Nicht nur für jetzt, sondern auch für spätere Jahrhunderte! Unsere Enkel hätten mit Schaudern gefühlt, daß durch ein entsetzliches Verhängnis ein weltvernichtender Geist über ungeheure sittliche Werte des deutschen Geistes den Sieg davongetragen hätte, das heißt, daß die ganze moderne Kultur vernichtet gewesen wäre, um einer brutalen Gewalt Platz zu machen.

Neben diesen furchtbaren Begleiterscheinungen des Weltkrieges wäre der reine kriegsmäßige Verlauf des Ringens im Westen für die späteren Jahrhunderte zur völligen Bedeutungslosigkeit herabgesunken. Europa und Asien wären slawisch geworden und der russischen Knute ausgeliefert. Das ist nun Hindenburgs gewaltiges Werk, daß er die Welt vor diesem furchtbaren Verhängnis der Vernichtung aller sittlichen Begriffe bewahrt hat. Seine großen Siege werden ihn unter die größten Feldherren aller Zeiten einreihen. Seine geschichtliche Sendung, die er aber damit erfüllt hat, wird ihn zum Erreiter der Kultur Europas und zu einer Lichtgestalt machen, die sich schützend vor Europa gestellt hat und das Slawentum mit gewaltiger Faust in die Grenzen zurückwarf, in die es gehört.

Politische Rundschau.

Deutschland.

* Der **Reichskanzler** wird zu vorübergehendem Aufenthalt in Berlin erwartet. Er dürfte an der Sitzung des Reichstags teilnehmen. — Der Staatssekretär des Auswärtigen Amts, Staatsminister v. **Jagow**, ist für einige Tage in Berlin eingetroffen.

* Durch den dem **Reichstage** nunmehr zugegangenen Entwurf eines Gesetzes betr. die Feststellung eines zweiten **Nachtrags** zum **Reichshaushaltsetat** für das Rechnungsjahr 1914 wird der Reichskanzler ermächtigt, zur Bestreitung einmaliger außerordentlicher Ausgaben aberma's die Summe von **fünf Milliarden Mark** im Wege des Kredits flüssig zu machen. Ferner wird der Reichskanzler ermächtigt, zur vorübergehenden Verstärkung der ordentlichen Betriebsmittel der Reichshauptkasse über den im Etatgesetz angegebenen Betrag hinaus nach Bedarf Schatzanweisungen bis zur Höhe von 400 Millionen Mark auszugeben. In den Erläuterungen heißt es, daß von dem nachbewilligten Kredit ein Betrag bis zu zweihundert Millionen Mark nach näherer Bestimmung des Bundesrats bereitgestellt wird zur Gewährung von Wochenbeihilfen während des Krieges, sowie zur Unterstützung von Gemeinden oder Gemeindeverbänden auf dem Gebiete der Kriegswohlfahrtspflege, insbesondere der Erwerbslosenfürsorge und der die gesetzlichen Mindestsätze übersteigenden Unterstützung von Familien in den Dienst eingetretener Mannschaften.

Frankreich.

* Nach Baseler Blättern herrscht in ganz Frankreich **Mangel an Lebens und Bedarfsmitteln.** Das einheimische Korn ist danach zurzeit sehr knapp, die Bevölkerung fürchtet ein teilweises Zurückhalten des Getreides aus Spekulationsabsichten. Der offizielle Preis des Alkohols ist 60 bis 65 Frank, was einem Aufschlag von ungefähr 2,50 Frank in den letzten Tagen gleichkommt. Der Zucker ist ebenfalls sehr knapp. Bezüglich der Weine wird aus vielen Gegenden eine starke Enttäuschung gemeldet, sowohl was die Güte, wie die Menge betrifft. Trotz aller Anstrengungen, die Zivilschiffahrt möglichst im Gange zu erhalten, ist der Verkehr stockend. Darunter leidet besonders die Kohlenzufuhr. In Paris sind sämtliche Vorräte für öffentliche Zwecke requiriert worden, so daß großer Mangel herrscht. Die Preise sind ganz beträchtlich gestiegen, so daß sie für viele unerschwinglich geworden sind.

Universitäts- und Landesbibliothek Sachsen-Anhalt
urn:nbn:de:gbv:3:3-171133730-61216334219141128-18/fragment/page=0001

Italien.

*Nach einer Meldung der „Basler Nachrichten" aus Mailand wird die Meldung, England entsende einen Botschafter nach dem Vatikan, in den Kreisen des Vatikans als eine für den Vatikan unwürdige Zumutung bezeichnet, da der Vatikan für die Dauer des Krieges seine Sonderbotschaften annehme.

*Die römische Kammer wird am 4. Dezember zusammentreten. Dem „Messagero" zufolge wurden dem Ministerrat die Erklärungen vorgelegt, die Salandra in der Kammer über die europäische Lage abgeben wird. Der Ministerrat werde nur kurz die Grundzüge der italienischen Politik darlegen, die den Charakter machsamer bewaffneter Neutralität bewahrt und einzig durch gesunden Egoismus und nationales Interesse bestimmt bleibt. Eine Erörterung des Schatzministers werde unterbleiben, weil jede Voraussicht der kommenden Staatsausgaben unmöglich sei. Carcano werde lediglich die Bilanz des abgelaufenen Haushaltsetats und den ordentlichen Etat pro 1915 vorlegen.

Balkanstaaten.

*Die Unruhen in Albanien greifen immer mehr um sich. In Tirana ist ein Aufstand gegen Essad-Pascha wegen dessen serbenfreundlicher Haltung ausgebrochen. Der nach Tirana entsandte Polizeichef von Durazzo verkündete dort das Standrecht und veranlaßte die Verhaftung mehrerer Gegner Essads. Die dadurch auf das äußerste gereizten Bewohner der Umgebung sollen sich in größerer Zahl bewaffnet haben, gegen Tirana gezogen sein und die Stadt umzingelt haben. Als Vorsichtsmaßregel gegen einen Vormarsch der Aufständischen nach Durazzo ließ Essad durch ungefähr Tausend seiner Anhänger die Höhen in der Umgebung und die Hauptteingänge von Durazzo besetzen. Der Verkehr nach Tirana ist eingestellt, die Telegraphenleitung durchschnitten.

Rüstung und Abrüstung.

Lord Roberts über den Krieg.

Der englische Feldmarschall Lord Roberts, der unermüdlich für die Einführung der allgemeinen Wehrpflicht in England tätig gewesen ist, hat es noch erleben müssen, daß sein Volk in der Stunde der Gefahr nicht so gerüstet stand, wie er es erstrebt hatte. Überhaupt mögen es bittere Empfindungen gewesen sein, mit denen dieser große Feldherr diesen von England freventlich heraufbeschworenen Krieg und die Stellung des englischen Volkes zu ihm betrachtete. Sein Los war es ja schon im Burenkriege, abseits zu stehen, bis die Stunde der höchsten Gefahr die Regierenden zwang, sich an ihn zu erinnern, und was dem Zweiundsiebzigjährigen passierte, hätte vielleicht auch noch der Zweiundachtzigjährige wiedererleben können.

Die einsame Stellung, in der sich Roberts so oft innerhalb der englischen Militärkreise befunden, rührte daher, daß er von Wehrfähigkeit und Wehrtüchtigkeit eines Volkes ganz andere Auffassungen hatte als die Mehrzahl seiner Waffengefährten, als das englische Publikum. Wie die allgemeine Wehrpflicht selbst, deren Einführung ihm als höchstes Ideal in der Arbeit seiner letzten Jahre vor Augen stand, waren auch die Ideen aus denen heraus er dem „Volk in Waffen" zustrebte, durchaus deutsch, und wie den deutschen Schöpfern der Wehrpflicht ersichien sie ihm als ein hohes Unterpfand des Friedens, nicht als eine Drohung des Krieges.

Er hat diese Ideen einmal in eindrucksvoller Form ausgesprochen, und dies sein militärisches Glaubensbekenntnis zeigt deutlich, wie weit entfernt seine Auffassung von dem Geist war, der jetzt in England herrscht. „Ich habe mehr Kriege gesehen als die meisten der jetzt lebenden Menschen," sagte er, „und ich kann daher das ganz unvermeidliche Grauen des Krieges wohl abschätzen. Ich betrachte den Krieg als eine entsetzliche Geisel der Menschheit, vor der man sich mit ebensolchen Vorsichtsmaßregeln schützen muß wie vor einer Feuersbrunst.

Niemals darf ein Volk einen Krieg führen, wenn nicht seine nationale Ehre und die heiligsten Güter des Vaterlandes auf dem Spiele stehen. Aber gerade deshalb wünschte ich, daß alle diejenigen, die fürchten, daß die militärischen Vorbereitungen die kriegerischen Geister nur anstacheln, den Gedanken in sich aufnehmen und in seiner Wahrheit begreifen würden, daß gerade im Gegenteil der Mangel an militärischer Vorbereitung den Krieg hervorruft und all die traurigen Übel, die er mit sich führt. Ich strebe, wie alle vernünftigen und maßvollen Geister es tun werden, nach dem allgemeinen Frieden und wünsche ihn herbei, aber so paradox dies auch erscheinen mag, ich bin fest davon überzeugt, daß der sicherste Weg zum Weltfrieden in der Annahme der allgemeinen Wehrpflicht für alle Völker liegt, und daß nur aus einer allgemeinen militärischen Erziehung die Verwirklichung der allgemeinen Abrüstung hervorblühen kann."

Hätten die Engländer die Lehren Lord Roberts befolgt, sie würden jetzt vor der Verantwortung zurückgeschreckt sein, ihr Volk und die ganze Welt in den Abgrund des Krieges zu stürzen.

Von Nah und fern.

Drei Söhne verloren. Ein schwerer Schicksalsschlag hat den ehemaligen Oberbürgermeister von Altona, Dr. Lettenborn, getroffen: er ist durch den Krieg um drei seiner Söhne beraubt worden. Seine beiden Söhne, Harald, Leutnant im 12. Grenadierregiment und Balde, Leutnant im Pionierbataillon Nr. 3, Inhaber des Eisernen Kreuzes, sind am 30. Oktober im Sturm auf Vailly gefallen. Vor kurzem starb nun auch Werner Lettenborn, Leutnant der Reserve im Feldartillerie-Regiment Nr. 80 auf dem westlichen Kriegsschauplatz den Heldentod fürs Vaterland.

Zum Ehrendoktor ernannt. Hans Richter, der bekannte Dirigent, der seine englischen Ehrendoktorate niedergelegt hat, wurde von der deutschen Universität Prag zum Ehrendoktor der philosophischen Fakultät ernannt.

Fahnenflucht aus eigenartiger Ursache. Der Kanonier Rudolf Maritzki hatte sich als Kriegsfreiwilliger zum Artillerie-Regiment Nr. 11 gemeldet und wurde der Bespannungsabteilung zugewiesen. Da ihm das Reiten beschwerlich wurde, ging er heimlich fort und trat sofort in das Infanterie-Regiment Nr. 61 ein. Er wurde nach kurzer Zeit als „fahnenflüchtig" verhaftet. Obwohl hier von einer Entziehung von der Wehrpflicht keine Rede sein konnte, so mußte doch dem Gesetz Genüge geschehen. Das Urteil lautete auf die Mindeststrafe in Kriegszeiten: fünf Jahre Gefängnis. Ebenso erging es dem Landsturmmann Lewandowski. Er hatte den Bahnhof Thorn-Mocker zu bewachen. Als dort viele Militärzüge durchkamen, die Truppen nach Südpolen schafften, ergriff ihn die Kampflust. Er sprang in einen Zug und kam nach Tschenstochau. Aber seine Truppe wollte den alten Vaterlandsverteidiger einstellen. Schließlich wurde er nach Schlesien geschickt und zu seinem Truppenteil zurückbefördert. Auch ihn traf die Mindeststrafe von fünf Jahren Gefängnis. Man hofft, daß die Verurteilten begnadigt werden.

Heimkehr der in Norwegen festgehaltenen Deutschen. Von Bergen sind 46 Deutsche, darunter vier Offiziere, nach Deutschland abgereist. Der Lagerkommandant von Bergen hatte von seiner Regierung die Mitteilung erhalten, daß diese Mannschaften nach der zweiten Genfer Konferenz freigelassen werden müssen.

Verhaftung eines Bankdirektors. Der langgesuchte flüchtige Direktor Fritz Herrmann des Pforzheimer Bankvereins, der in Gemeinschaft seines Mitdirektors den Pforzheimer Bankverein durch Spekulationen um etwa 8 Millionen Mark geschädigt hat, ist in Karlsruhe verhaftet worden.

Ein Retrut! Es scheint um Englands Kriegsheer doch recht faul zu stehen. Die „Times" stellt mit Bedauern fest, daß selbst der Appell an die Fußball-Enthusiasten, der in letzter Zeit während der Fußballspiele gemacht wurde, die Rekrutenwerbung nicht weiter gebracht hat. Das Ergebnis war ein Retrut.

Zusammenstoß auf hoher See. Außerhalb Falsterbo stieß der dänische Dampfer „Anglo-Dane" mit einem Deutschen Torpedoboot zusammen, das schwer beschädigt wurde. Ein Heizer des Torpedobootes wurde getötet, zwei Mann der Besatzung schwer, drei leicht verletzt. Die Verwundeten wurden nach Kopenhagen gebracht.

Auf Felsen gestrandet. Der Schoner „Hanalei", mit 65 Personen an Bord, ist bei San Francisco auf den Felsen von Duxbury gestrandet. Rettungsarbeiten waren vergebens. Ein Wrackstück, an das sich achtzehn Personen klammerten, wurde an den Strand getrieben. Alle anderen sind umgekommen.

Die Russen in Czernowitz.

Mitteilungen einer Augenzeugin.

In Czernowitz war die russische Herrschaft zwar nur kurz, aber entsetzenerregend. Man schätzt die Schwere einer Besetzung nur nach der Verwüstung, die angerichtet wird. Aber mindestens ebenso groß ist der seelische Druck, den sie auf Menschen ausübt. Nie wird man die Angsttage vergessen.

In der Nacht des 30. August ertönte der fürchterliche Donner, der kündete, daß die Reichsprutbrücke von den Österreichern in die Luft gesprengt worden war. Die kleinere Brücke bei Herecza wurde in Brand gesetzt und sie leuchtete schon Stunden vorher den auf den Straßen ellenden und flüchtenden Bewohnern. Drei Tage vergingen nach dieser schweren Nacht bis zum Einzug des Feindes. Er ging ruhig ohne Schrecken von statten, kaum waren aber zwei Stunden vergangen, als sich herausstellte, daß der Feind eine ungeheure Kontribution von einer Million Kronen verlangte und drohte, im Falle der Nichteinbringung seine Reiterscharen „einheben" zu lassen. In der Stadt „requirierte" man nur. Man brach nächtlich in die Wohnungen von Offizieren und Regierungsbeamten ein und schleppte alles Bewegliche mit.

Zuerst kam ein Offizier mit mehreren Soldaten, in der nächsten Nacht kamen die Soldaten allein. Wie sehr sie sich bei der ersten Untersuchung den Inhalt der Wohnung gemerkt hatten, zeigt folgendes: Der Nachbarsamilie einer Offizierswohnung fiel es nach einem solchen nächtlichen Besuche ein, die lagernden Weinvorräte zu sich herüberzuretten, da donnerten in der zweiten Nacht die Militärfäuste auch an deren Tür, sie kamen, um die Flaschen zu fordern, die sie gestern in der Wohnung gesehen hatten.

Der Kampf um den Alkohol war überhaupt eine der bezeichnendsten Tatsachen. Der Zivilgouverneur verbot, und die Offiziere und Soldaten forderten heimlich und offen das labende Naß. Drei Offiziere brachen eines Nachts in einen Weinkeller ein, der versiegelt worden war. Der Besitzer wurde aus einer fernen Straße aus dem Bett geholt und gezwungen, die Schlüssel herauszugeben. Beim Abzug nahmen sie auch 3000 Kronen mit, die der Besitzer wohlweislich zu sich gesteckt hatte, um Schlimmeres zu verhüten . . .

Je länger die Russen blieben, desto mehr fiel die Zurückhaltung und immer unverhüllter trat die Brutalität hervor. Ein Schrei der Empörung zitterte in allen Herzen, als Ende September der vielverdiente Bürgermeister in der Nacht verschwand. Man war um so entsetzter, als man wußte, daß der Gouverneur ihm kurz vorher Dank und Vertrauen für die Leitung ausgesprochen hatte . . . Sicher machen und dann das Opfer greifen, dies war die Politik der russischen Machthaber. Geradezu kindlich waren die Siegesberichte. Jeder Marktflecken verwandelte sich in eine Festung. Die ganze Bokowina bestand überhaupt nur aus Festungen. Cecina, Rosch, Volksgarten wurden nach mehrtägigen Stürmen genommen. Während der ganzen Zeit der Besetzung sah man rings den Widerschein von angezündeten Meierhöfen.

Das Gut einer rumänischen Dame, Stefanowics, deren Gatte im Kriege war, und die unterdes die Verwundeten, österreichische und russische, pflegte, wurde in geradezu bestialischer Weise zerstört. Ein Ansuchen der Dame um Feststellung des Schadens lehnte der Gouverneur mit zynischem Lächeln ab. Das Schriftstück hätte doch für sie keinen Wert. da die Russen doch sicher Herren des Landes bleiben und für den Schaden nicht aufkommen würden.

Gewöhnlich geschah es, daß eine Kosakenhorde der anderen folgte und die folgenden wegnahmen und vollendeten, was die ersten zurückgelassen hatten. Unvergeßlich wird das Verhalten des Erzbischofs von Repta sein. Er war ein Vater der Armen und Hilfsloen, und wenn irgendwo ein Unrecht geschah, so schwebte ein Hoffnungsname auf allen Lippen: Repta . . . In vollem gold'rotzenden Ornat stand er, als der Feind einzog; es schien, als wollte er sie an die göttliche Kraft mahnen, im schlichten Priesterrock aber kam er zu unseren Entsatztruppen und segnete sie . . . Er hat die Stadt in der schwersten Not nicht verlassen, er war nicht zu bewegen, aus der Residenz zu gehen, als die Schrapnells der feindlichen Kanonen in ihren Raum fielen . . . Er ist wie ein Wachtsoldat, der seinen Posten nicht verläßt. — —

Das Einheitstorpedo.

Eine Waffe für Luftschiffe und Unterseeboote.

Wie aus New York gemeldet wird, ist einem amerikanischen Admiral eine für die Führung der Seekriege bedeutsame Erfindung geglückt. Es handelt sich um eine Schleudervorrichtung für Unterseeboot-Torpedos, die aber nicht vom Unterseeboot, sondern von einem Flugzeug abgefeuert werden kann. Die Tragweite dieser Erfindung liegt auf der Hand, denn es ist dadurch jedem Flugzeug möglich, aus der Luft die zerstörende Tätigkeit eines Unterseebootes zu entfalten, die durch die große Schnelligkeit und Beweglichkeit der Flugzeuge bedeutend erhöht wird. Die Zielsicherheit der Torpedos soll sehr bedeutend sein, da die Anbringung des Unterseeboot-Torpedos am Flugzeuge dem Flieger die Möglichkeit gibt, im Fluge selbst schon den Torpedo zu lenken. Er wird nämlich unterhalb des Sitzes des Fliegers am Flugzeug mit zwei festen Stangen befestigt und steht mit einem Hebel in Verbindung, der vom Flieger betätigt werden kann. Bei Annäherung an das Ziel kann der Flugzeugführer den Torpedo durch einen Handgriff lösen, so daß er in der vom Flieger gegebenen Richtung in das Wasser saust und dort seinen Weg auf das Ziel nimmt.

Durch eine Spiegelvorrichtung ist es dem Flieger möglich, den Torpedo rechtzeitig bei Annäherung an das Kriegsschiff in das Wasser zu werfen, da der Flieger den Hebel in demselben Moment betätigen muß, wenn das Kriegsschiff in dem Spiegel erscheint. Da der Torpedo aus einer Entfernung von 1200 Metern in das Wasser gegen das Schiff geschleudert werden kann, so ist es der Artillerie auf dem Kriegsschiff völlig unmöglich, diese Flugzeuge abzuwehren. Durch die geringen Kosten, die durch die Anschaffung der Flugzeuge verursacht werden, ist es möglich, derartige Zerstörungswaffen, die das Unterseeboot angeblich völlig ersetzen und unnötig machen, in großer Zahl anzuschaffen und die Tätigkeit der Kriegsschiffe lahmzulegen.

Vor einiger Zeit wurde bei den englischen Flottenmanövern durch die Aufklärungsarbeit der Wasserflugzeuge ein Unterseebootsangriff verhindert. Damals sprachen englische Marinekreise von dem Ende des Unterseeboots. Heute denken sie nach den Taten des „U 9" darüber anders. Die neue Waffe — ihre Gebrauchsfähigkeit vorausgesetzt — wäre nur eine Ergänzung der Unterseeboote. Die Schrecken einer Seeschlacht würden dadurch erheblich vermehrt. da man sich sehr wohl einen Angriff von 100 Flugzeugen auf ein Kriegsschiff denken kann. Wenn auch nur der vierte Teil der Torpedos ihr Ziel erreicht, dann erscheint das Schicksal eines jeden Kriegsschiffes besiegelt.

Heer und Flotte.

— Mit dem Ersatzgeschäft im Jahre 1915 wird alsbald begonnen. Der Kriegsminister und der Reichskanzler sind übereingekommen, die Vorarbeiten unverzüglich einzuleiten. Die Militärpflichtigen werden aufgefordert, sich in der Zeit vom 1. bis 15. Dezember 1914 zur Rekrutierungsstammrolle anzumelden. Die Behörden und Personen, die mit der Führung der Zivilstandsregister betraut sind, fertigen bekanntlich

Doch glücklich geworden.

29) Roman von Otto Elster.

(Fortsetzung.

Herbert dachte daran, wie es schließlich zu seiner Loslagung vom väterlichen Hause gekommen, die Zeit seines Aufenthalts im Zirkus Bernatzky und die letzten Jahre der innerlichen und äußerlichen Umkehr, die Zeit des ernsten Strebens, des Fleißes und der Arbeit, auf die er sich ein neues Leben aufgebaut hatte aus eigener Kraft.

Und vor seiner Seele tauchte das Bild des Mädchens auf, dessen herbes Wort ihm diese Kraft verliehen, dessen Andenken ihn während dieser Zeit seine Stunde verlassen, und das ihm heute Nacht wiederum so hehr und rein, so groß und stolz entgegengetreten war. Aber ihr Bild hatte jetzt noch einen andern Zug erhalten! Demütig und sanftmütig stand sie vor ihm, der Kuß ihrer warmen Lippen schien noch auf seiner Hand zu glühen, und die Erinnerung daran durchzitterte jene Seele mit freudiger Erregung.

Die fast schon erstorbene Hoffnung blühte wieder in seinem Herzen empor: er wußte jetzt, er hatte einen gerechten, einen guten Kampf gekämpft.

Und den Sieg wollte er in diesem Kampfe erringen. Der Reichtum, den ihm das Testament seines Vaters verhieß, sollte ihn nicht locken: zur Scholle, die er sich durch eigene Kraft, durch eigene Arbeit erkämpft, wollte er zurückkehren — ein gefestigter Mann, seiner eigenen Kraft, seiner eigenen Arbeit vertrauend.

Dann hatte er das Versprechen eingelöst, das er sich selbst in jener Stunde gegeben, als die herbe Stimme des Mädchens, das er liebte, ihm zugerufen: „Werden Sie ein Mann . . ."

Sein Vater rührte sich und erwachte. Erstaunt sah er zu Herbert auf; dann erkannte er ihn und ein freundliches Lächeln erhellte seine verkümmerten Züge.

„Ah, Herbert, du! — Hast du dein Geschäft gut abgewickelt?" fragte er.

„Ja, Vater." entgegnete Herbert. „Es ist alles in Ordnung . . ."

„Wo ist Krebs? Er soll mich anziehen und in das Zimmer rollen. Wir wollen zusammen frühstücken."

„Du mußt heute mit meinem Dienst fürlieb nehmen, Vater. Ich mußte Krebs fortschicken, er hatte sich eine Ungehörigkeit zuschulden kommen lassen. Im Laufe des Tages besorge ich dir einen anderen Wärter."

„Weißt du, Herbert, ich bin froh, daß Krebs fort ist. Ich habe dem Menschen nie so recht getraut. er hatte ein solch schleichendes Wesen."

„Du hast recht, Vater. Krebs war kein Mensch, dem man Vertrauen schenken konnte."

Sinnend schaute der Alte vor sich hin. Dann sagte er, sich scheu umblickend: „Herbert, ich hatte diese Nacht einen schweren, häßlichen Traum — man wollte dich und mich bestehlen — ich weiß nicht, was ich denken soll . . . fast einmal unter mein Kopfkissen . . . findest du da einen Schlüssel?"

„Ja, Vater . . ."

„Es ist der Schlüssel zu meinem Schreibtisch. Schließ ihn auf, Herbert — in dem Schubfach links liegt ein Schriftstück — es ist mein Testament, Herbert! Sieh zu, ob es noch datiert . . ."

Ein Gedanke kam Herbert! Jetzt ward ihm die Gelegenheit gegeben, das Testament seines Vaters wieder an seinen Platz zu legen, und so das Vergehen Franzens ungeschehen zu machen. So brauchte sein Vater und Trude nichts davon zu erfahren. Freilich war das Schriftstück erbrochen, aber das machte ja nichts, ging das Testament doch nur ihn und seine Schwester an.

„Ich werde nachsehen, Vater," sagte er und begab sich zu dem Schreibtisch, den er öffnete. Unbemerkt von seinem Vater legte er das Testament wieder an seinen Platz.

„Ist das Testament noch da, Herbert?" fragte sein Vater, sich im Bett aufrichtend.

„Ja, Vater — es liegt hier ein Schriftstück mit der Aufschrift von deiner Hand „Mein letzter Wille"," entgegnete Herbert.

„Gott sei Dank," atmete der Alte auf. „So habe ich in der Tat nur geträumt. Schließe den Schreibtisch und gib mir den Schlüssel wieder."

Herbert tat, wie er wünschte. Er selbst atmete erleichtert auf, er hatte die Spur des Verbrechens des Gatten seiner Schwester verwischt.

„Soll ich dir jetzt helfen, dich anzuziehen, Vater?"

„Ja, sei so gut . . ."

Mit Herberts Hilfe kleidete sich der gebrechliche alte Mann notdürftig an, dann führte ihn sein Sohn zu dem Rollstuhl und schob ihn in das Eßzimmer.

Die Sonne hatte die Nebelwolken durchbrochen und erfüllte das Gemach mit strahlendem Glanz. Der Alte lachte fröhlich auf. „Ich fühle mich heute so wohl, Herbert — ich merke, der Frühling kommt . . ."

„Ja, Vater, der Frühling ist gekommen," entgegnete Herbert. „Wir sollen noch einmal glücklich werden . . ."

23.

Herbert stand in dem Tor seines Hofes und schaute sinnend und gedankenvoll auf die blühenden Fluren, in den Sonnenglanz des Sommers dalagen. Auf den Wiesen lag das duftende Heu schon bereit zur Einfahrt und auf den Feldern reifte das Korn im warmen Sonnenschein der Ernte entgegen.

Es sollte ein gesegnetes Jahr werden, so hoffte Herbert. Wiesen und Felder standen vortrefflich, kein Hagelschlag hatte die Frucht des Fleißes und der Arbeit vernichtet, kein Regenwetter die Wiesen verschlammt oder das Korn zur Erde gedrückt. Im Obstgarten beugten sich die Bäume unter der Last der Früchte, die unter dem Strahl der Sonne sich schon in die Farben der Reife zu kleiden begannen.

Ein Wagen rollte auf der Straße vom Walde her. Herbert erkannte den Jagdwagen des Oberamtmanns Krüger, der, neben dem Kutscher sitzend, die Pferde selbst lenkte. Auf dem hintern Sitz saßen zwei Damen, Herbert erkannte mit freudigem Schreck Else und Rosa, die Tochter des Oberamtmanns.

„Da sind wir einmal wieder!" rief der Oberamtmann lachend Herbert zu, indem er in den Hof einfuhr. „Ich habe Rosa soviel von dem „Glück im Hasenwinkel" erzählt, daß sie es sich einmal ansehen wollte."

Universitäts- und Landesbibliothek Sachsen-Anhalt
urn:nbn:de:gbv:3:3-171133730-61216334219141128-18/fragment/page=0002

Auszüge aus dem Geburts- oder Sterberegister an. Diese Listen sind den zuständigen Stellen vom 1. Dezember 1914 zu übersenden. Für den Beginn des Musterungsgeschäfts ist der 2. Januar 1915 in Aussicht genommen.

In den baltischen Provinzen.

Libau, im November.

In dem vornehmen Rigaer Restaurant, in dem ich gestern noch weilte, war es ganz gemütlich. Eine weiche, melancholische Musik ertönt von der Tribüne, die mit Blattpflanzen umstellt ist. Es wird im Saale russisch und auch deutsch gesprochen. An einem Tische sitzen Militärärzte, die hier täglich ihr Mittagessen einnehmen. Militär ist überhaupt überall viel vertreten. Soeben wurde ein Stück von Tschaikowsky gespielt, aber man schließt auch Strauß und Offenbach nicht aus, wenngleich die russischen Volkslieder und Opernarien vorherrschend sind. Es scheint fast, als sei man hier ganz weit entfernt von den Ereignissen, die sich in diesem drohenden Augenblick abspielen. Am Abend verwandelt sich allerdings auch dieses Restaurant oft in eine Arena heftiger Zusammenstöße. Das war z. B. auch jüngst der Fall wegen „Puppchen", der vor kurzem noch so beliebten Nummer aller Gäste. Jetzt ist man nicht in der Stimmung, diese Musik zu hören. Plötzlich erscholl der Ruf: „Fort mit der deutschen Musik, fort mit den Deutschen!" Dann ergänzte jemand: „Fort mit den Musikern!" Diese wußten bei dem sich erhebenden Geschrei selbst nicht, ob sie sich entfernen oder ob sie weiter spielen sollten. Das Publikum fürchtete, daß sich aus diesen kleinen Anlässen ein großer Skandal entwickeln könnte, und verließ das Restaurant. Bald war der Saal leer. Dergleichen wiederholte sich öfters . . .

Als ich von Riga nach Libau fuhr, lagen unterwegs die Dörfer so ruhig und friedlich da, als nähme hier das Leben seinen gewöhnlichen Lauf, und dabei liegt der Kriegsschauplatz nur 70 Werst entfernt! Vor wenigen Tagen kreiste über der Station Muramjewo, die wir passierten, ein deutsches Flugzeug, und gestern abend, bei der Ankunft in Libau, war der Donner der Kanonen von der Richtung nach Polangen deutlich zu hören.

Unser Zug traf in Libau nachts ein. Auf der Station war alles in Dunkel gehüllt, sämtliche Lichter ausgelöscht, und nur aus dem Innern des Wartesalons schimmerte ein Flämmchen. Ganz Libau ist überhaupt finster. In den Fenstern darf auch kein Licht zu sehen sein. Die Straßen sind daher abends schon verödet. Auch das erstklassige Hotel, in dem wir abstiegen, war finster. Die Vorhänge sind heruntergezogen, und auf dem Vorplatz ist kaum ein Lichtstreifen zu sehen, der vom Gastzimmer kommt. Im Dunkeln mußten wir uns nach unsern Zimmern zurechtfinden und schlafen legen. Lautsch man dann hinaus — so ist alles still, und man hört nur den Wind heulen.

Am folgenden Morgen ergießt sich der Sonnenschein über die Häuser und Straßen. Die Stadt belebt sich. Das Publikum bewegt sich zu Fuß, im Wagen und fährt in den Straßenbahnen an den Läden vorbei, in denen sich Kunden eingestellt haben. Das sonnige Licht verscheucht alle Schrecken, die die nächtliche Finsternis heraufbeschwört. Aber — auch am Tage, auch jetzt kann eine verdächtige Rauchwolke am Horizont aufsteigen!

Dreimal hat Libau bereits eine große Erregung erlebt. Das erste Mal gleich nach der Kriegserklärung. Damals kamen einige deutsche Kriegsschiffe dicht an die Stadt heran und begannen den Hafen zu beschießen. Das andere Mal, im September, näherten sich deutsche Schiffe der Mole. Anfangs schien es, als wollten sie nur Vermessungen vornehmen, aber dann stellte es sich heraus, daß sie Minen legten. Bei dieser Gelegenheit feuerten die deutschen Kriegsschiffe keine Schüsse auf die Stadt ab und zogen sich bald zurück. Und hinterdrein waren noch häufig Rauchwolken am Horizont zu sehen, die immer rasch wieder verschwanden.

„Alle Kostbarkeiten haben wir zusammengenommen und verwahrt. Wer sichere Keller hat, richtet sich derartig ein, daß man jeden Augenblick dort eine Zuflucht finden kann", sagte mir eine Libauer Dame. Andere haben sich reisefertig gemacht, um mit Körben voller Lebensmittel irgendwo hin fahren zu können. Alle stehen noch unter dem Eindruck der erlebten Vorgänge und zittern vor neuen Gefahren.

Ich ging ans Meeresufer, wo das Kurhaus steht. Überall ist es leer, und man sieht nur die sturmgepeitschten Wogen, die schäumend branden. Kein Schiff weit und breit. Im Süden, in der Richtung nach Polangen, treten die Umrisse des Strandes hervor, und dahinter ist schon — das deutsche Ufer . . .

Haushaltsführung in schwerer Zeit.

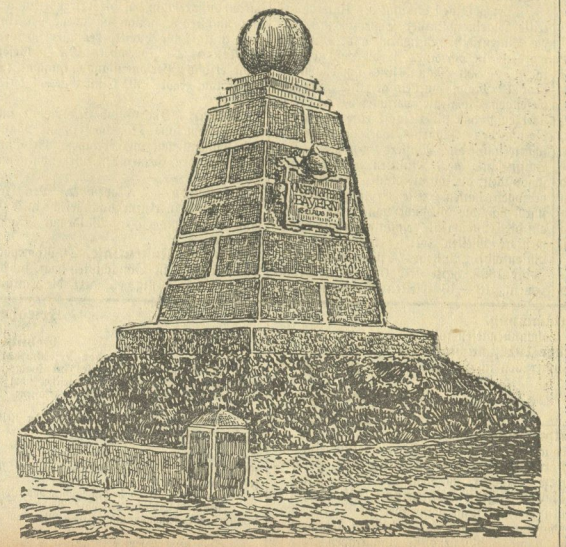
Der kommende Winter wird größere Anforderungen an die Kasse stellen, als schon zu gewöhnlichen Zeiten geschieht. Die Lebensmittel werden teurer, und die Einnahmen verringern sich leider bei sehr vielen Menschen, die sonst ihr gutes Auskommen hatten; während sich bei den Ärmeren sogar schon die Sorge ums Durchkommen einschleichen will. Die liebe Hausfrau darf sich aber nicht zu sehr durch die Zeitverhältnisse in Angst und Schrecken versetzen lassen. Vielmehr sollen durch sie die Lebensgeister zu größerer Energie aufgerüttelt werden. Bedarf es größeren Nachdenkens, um den Hausstand in gewohnter Weise fortzuführen, und hat das Geld jetzt einen ungleich höheren Wert als während des Friedens, so liegt es doch an der Hausfrau, trotz allem die freundlichen, häuslichen Lebensbedingungen für ihre Angehörigen und sich aufrecht zu erhalten.

Wenn gespart werden muß, so richtet sie sich mit den vorhandenen Mitteln ein, ohne dem Manne das Leben durch Unzufriedenheit zu verbittern. Sie geht den Kindern mit dem besten Beispiele voran und richtet alles auf einfacherem Fuße ein. Aber beschränkt sie sich auch bei allen anderen Ausgaben und Anschaffungen aufs äußerste, so ist sie dennoch befreit, jeden Tag eine anreichende, nahrhafte und bekömmliche Kost zu bereiten. Weiß sie doch, daß das Wohlbefinden des gesamten Hausstandes zum allergrößten Teil von der Ernährungsweise abhängt. Wenn auch nicht bestritten werden kann, daß gleichfalls die Umgebung ungemein zum Behagen beiträgt oder es, nach Umständen, verringert, und daß es insbesondere auf die im Hause herrschende, belebende oder bedrückende Stimmung ankommt.

Die Menschen sind sehr zu beneiden, denen auch jetzt, in dieser schweren Zeit, ein Heim zu Gebote steht, in dem sie sich wohlfühlen, und die nicht draußen zu suchen brauchen, was ihnen innerhalb ihrer vier Wände geboten wird.

Daher, liebe Hausfrau, tue du das Deine; Gott wird das Seine tun. Danke ihm, daß du gelegt worden, und du wirst dereinst dafür verantwortlich gemacht.

Das erste Kriegerdenkmal.



Auf dem Dunkelsberg bei Saarburg hat das Neustädter Landsturmbataillon ein Denkmal zur Erinnerung an die Kämpfe der tapferen Bayern vom 18. bis 20. August errichtet. Das Denkmal ist aus starken Quadern erbaut, eine Tafel, die mit einem Helm geschmückt ist, gibt Kunde von dem Zweck des schlichten Bauwerks.

Volkswirtschaftliches.

Wiederverwendung alter Backware. Die Bäckerinnung Schöneberg-Friedenau hatte die Frage angeschnitten, ob es nicht möglich sei, alte, einwandfreie Backwaren bei der Herstellung frischer Waren wieder mit zu verwenden, um mit Roggen- und Weizenmehl möglichst sparsam umzugehen. Es sei in jeder Hinsicht einwandfrei und auch technisch möglich, die alte Backware in gemahlenem Zustande dem frischen Teig beizumengen und auf diese Weise wieder zu verwenden. Die Innung sandte ihren Vorschlag an den Handelsminister, der darauf geantwortet hat: „Es findet sich nichts dagegen zu erinnern, daß einwandfreie alte Backware bei der Herstellung des Teiges für frische Backware in einem angemessenen Verhältnis mit verwendet wird."

Krieg und Wirtschaftslage. Der preußische Minister des Innern hat durch einen Erlaß an die Handels- und Handwerkskammern angeordnet, daß ihm bis Anfang Dezember ein Bericht über die Einwirkungen des Krieges auf die wirtschaftlichen Verhältnisse erstattet wird.

Vermischtes.

Die Oberste Heeresleitung dichtet. Die Züricher Schriftstellerin Käte Iyel hat vor einigen Tagen der deutschen Obersten Heeresleitung einen poetischen Gruß gesandt und darauf alsbald folgende Antwortverse erhalten:

„Daß Du uns Deinen Gruß gesandt,
Wird Dir der Herrgott danken:
Im Streite für sein Vaterland
Wird nie ein Deutscher wanken.
Ist auch die halbe Welt uns feind
In Niedertracht und Lügen,
Ein Volk wie wir, im Kampf vereint,
Wird siegen, siegen, siegen!

Deutsche Oberste Heeresleitung."

Daß die Oberste Heeresleitung noch Zeit hat, sich auf den Pegasus zu schwingen und Verse zu schmieden, ist ein erfreuliches Zeichen. Der zuversichtliche Ton, der aus dem poetischen Telegramm spricht, läßt die besten Hoffnungen für die Zukunft berechtigt erscheinen.

Die Flucht zur Front. Ein Soldat des 15. Infanterie-Regiments, der in Frankreich wacker mitgekämpft hatte, wurde dort verwundet und kam zur Erholung in das heimische Garnisonslazarett Neuburg a. D. Nach einiger Zeit meldete er sich als gesund und bat, wieder zu seinem Regiment vor die Front sich begeben zu dürfen. Zweimal untersuchte der Arzt den kampfesmutigen Krieger und bedeutete ihm jedesmal, daß sein Zustand sich noch nicht so weit gebessert habe, um die Kriegsstrapazen ertragen zu können. Der Soldat ließ sich aber in seinem Vorhaben nicht beirren; er fuhr Frankreich zu, bezahlte die Eisenbahnkarte aus seiner Tasche und schrieb von Ulm aus an seinen Hauptmann einen zwar ungelenken, aber herzerfrischenden Brief, in welchem er wegen seines ohne Urlaub unternommenen Schrittes um Verzeihung bat. Der Ausreißer ins Feld gelangte indes nur bis Karlsruhe; bei der scharf gehandhabten Kontrolle wurde er dort entdeckt und durch einen Landwehrmann als Bedeckung nach Neuburg zurückgebracht. Der Feldwebel wetterte, der Hauptmann aber lachte und ließ, da gerade am nächsten Tage eine Abteilung des Regiments zur Front abging, den darob beglückten Vaterlandsverteidiger mit ausrücken.

Goldene Worte.

Das Bewußtsein seiner Einheit war in dem deutschen Volke, wenn auch verhüllt, doch stets lebendig; es hat seine Hülle gesprengt, mit der die gesamte Nation sich zur Verteidigung des bedrohten Vaterlandes erhob und in unvertilgbarer Schrift auf den Schlachtfeldern Frankreichs ihren Willen verzeichnete, ein einiges Volk zu sein und zu bleiben.

Bismarck.

Der Anfang ist an allen Sachen schwer;
Bei vielen Werken fällt er nicht ins Auge . . .
Und langsam nur entsteht, was jeder wollte.

Goethe.

Die Stunde dringt, und rascher Tat bedarf's
Schiller.

Herbert half Rosa von dem Wagen und reichte auch Else die Hand.

„Ich glaubte Sie bei Ihrem Vater, Else?" sagte er.

„Ich bin nur auf kurze Zeit hier, um Rosa zu helfen," entgegnete sie leicht errötend.

„Ach ja — ich vergaß! Eine Sachzeit steht ja bevor! Darf ich Ihnen nochmals persönlich meine herzlichsten Glückwünsche zu Ihrer Verlobung mit Leutnant von Reckhausen aussprechen?"

„Ich danke, Herr Hammer . . ."

Rosa reichte ihm die Hand und sah ihn lächelnd an. Der Traum ihres jugendlichen Herzens von einst war versunken und hatte einer aufrichtigen Neigung zu dem netten, lustigen, liebenswürdigen Leutnant Platz gemacht.

Die alte Marthe, Herberts Wirtschafterin, eilte herbei.

„Wir haben vornehmen Besuch gekriegt, Marthe," sagte Herbert. „Sie müssen für einen guten Kaffee sorgen. Vielleicht trinken wir den Kaffee in der großen Friederlaube im Garten."

„Ja, das ist ein prächtiger Gedanke!" rief Rosa.

„Und wenn Sie erlauben, Marthe, helfen wir Ihnen," nahm Else das Wort.

„Die gnädigen Fräuleins sind sehr gütig," entgegnete die Alte umständlich, aber Rosa schob lachend ihre Hand unter den Arm der Alten und führte sie in das Haus. Else folgte.

„Wollen Sie eintreten, Herr Oberamtmann?" fragte Herbert.

„Nein, lieber Freund," entgegnete dieser. „Überlassen wir die Mädchen nur eine Zeitlang sich selbst, ich habe mit Ihnen zu sprechen."

„Hoffentlich nichts Unangenehmes?"

„Nein. Aber eine ernste Frage habe ich doch an Sie zu richten, die Sie unserer alten Freundschaft zugute halten wollen."

„Ich bitte, Herr Oberamtmann . . ."

„Nun denn — Sie haben mir das Geld zurückgezahlt, das ich Ihnen zum Ankauf von Hasenwinkel lieh."

„Ja — mein Vater hat mir ein Kapital zur Verfügung gestellt, so daß ich diese Schuld abtragen konnte."

„Gut — ich würde Sie übrigens nicht gedrängt haben. Weshalb sind Sie aber nicht auf Hammersau geblieben? Soviel ich weiß, hat Ihr Vater Ihnen das Gut übergeben wollen."

„Ja — aber was sollte ich da? Hammersau befindet sich in guten Händen. Gott sei Dank, hat sich das Befinden meines Vaters so weit gebessert, daß er sich der Verwaltung selbst wieder annehmen kann — außerdem will ich meiner Schwester und ihrem Sohne die Heimat nicht entziehen."

„Das sind alles sehr schöne Grundsätze — aber ziehen Sie Hasenwinkel Hammersau vor?"

„Ja —"

„Weshalb?"

„Weil Hasenwinkel meine eigene Schöpfung ist, weil ich es meiner eigenen Arbeit verdanke."

„Hasenwinkel hat allerdings unter Ihnen ein ganz anderes Aussehen erhalten. aber es bleibt doch immer nur ein größerer Bauernhof."

„Ich hoffe, meinen Besitz immer mehr erweitern zu können."

„Ja — Sie haben da mehrere Hektar Odland vom Forstfiskus gekauft — was wollen Sie damit anfangen? Da finden ja kaum die Schafe ihre Nahrung!"

„Ich werde die Heide und das Moor, das ich billig erwarb, in Kultur nehmen und hoffe, mit der Zeit gute Ernten darauf zu erzielen."

Der Oberamtmann sah ihn ungläubig lächelnd an.

„Das kostet viel Geld," sagte er.

„Nicht so viel, als man annimmt. Und der Ertrag ist ein großer. Wollen Sie sich einmal meine Moorkultur ansehen? Wie Sie wissen, gehört zu Hasenwinkel das kleine Moor — das Froschloch nennen es die Leute —"

„Ja, ich weiß, ein öder Winkel!"

„Bitte, kommen Sie."

Neugierig folgte der Oberamtmann seinem jungen Freunde. Das Froschloch lag über eine Viertelstunde vom Hofe entfernt und grenzte an die Moor- und Heidefläche, welche Herbert jüngst vom Forstfiskus erworben hatte.

Es war früher ein düsteres, ödes Stück Land. Aber wie erstaunte der Oberamtmann, als er jetzt statt des schwarzen, wie tot daliegenden Moores ein üppig grünendes Haferfeld erblickte, dessen schweren Halme sich sanft in dem leichten Winde wiegten.

Der erfahrene Landwirt erkannte, daß hier ein tüchtiges Stück kolonisierender Arbeit geschaffen worden war.

Er sah Herbert erstaunt und überrascht an.

„Und das haben Sie in aller Stille fertig gebracht?" fragte er.

„Arbeit hat es genug gekostet, aber die Arbeit lohnt sich auch," entgegnete Herbert lächelnd. „Und ich denke, Herr Oberamtmann, in einigen Jahren soll das ganze, jetzt so öde daliegende Land zum grünenden, fruchttragenden Ackerland umgewandelt sein."

„Ich bewundere Sie, Herbert!"

„Ich verlange keine Bewunderung und keine Anerkennung. Die Kultivierung dieses öden Stück Landes soll meine Lebensaufgabe sein, die Arbeit macht mir selbst Freude und gibt mir das Bewußtsein, nicht umsonst gelebt zu haben, sondern nicht nur mir, sondern auch der Allgemeinheit genutzt zu haben. Schon haben sich mehrere Bauern der Umgegend mit angeschlossen, um auch ihre Ödländereien zu kultivieren. Sehen Sie, Herr Oberamtmann, deshalb liebe ich mein kleines Hasenwinkel deshalb will ich es nicht verlassen. Es ist meine Schöpfung, mein Werk, meine Arbeit. Aus eigener Kraft habe ich es geschaffen und will es einst anderen Händen überlassen."

Herr Krüger reichte ihm die Hand.

„Ich habe nichts mehr zu sagen, Herbert," sprach er bewegt und ergriffen. „Sie haben recht — bleiben Sie hier — Sie sind hier der rechte Mann am rechten Platze. Und wenn Sie einmal Rat und Hilfe brauchen, ich stehe Ihnen jederzeit zur Verfügung."

„Ich danke Ihnen, Herr Oberamtmann."

In tiefem Schweigen, ein jeder mit seinen eigenen Gedanken beschäftigt, kehrten die beiden Männer nach dem Hofe zurück.

Dgg :9 (Schluß folgt.)

Universitäts- und Landesbibliothek Sachsen-Anhalt
urn:nbn:de:gbv:3:3-171133730-61216334219141128-18/fragment/page=0003

Neueste Kriegs-Depeschen.

W. T. B. Berlin, 25. November, 4 Uhr nachmittags. Großes Hauptquartier, 25. November vormittags.

Die englischen Schiffe wiederholten gestern ihre Unternehmungen gegen die Küste nicht. Die Lage auf dem westlichen Kriegsschauplatz ist unverändert. Bei Arras machten wir kleine Fortschritte.

In Ostpreußen wiesen unsere Truppen sämtliche russische Angriffe ab. Die Gegenoffensive der Russen aus Richtung Warschau ist in der Gegend Lowitsch—Strykow—Brzezinza zusammengebrochen. Auch in der Gegend östlich Czenstochau brachen sämtliche russische Angriffe vor unserer Front zusammen.

Oberste Heeresleitung.

Aus London, 25. November.

Das Pressebüro meldet, daß die Truppen der Verbündeten Viktoriabuea in Kamerun besetzt haben.

W. T. B. Berlin, 25. November, abends 8 Uhr.

Aus Wien. Amtlich wird verlautbart:

Das gewaltige Ringen in Russisch-Polen dauert fort, bisher machten unsere Truppen in dieser Schlacht 29000 Gefangene und erbeuteten 49 Maschinengewehre, sowie viel sonstiges Kriegsmaterial.

von Höfer.

W. T. B. Berlin, 26. November, 5 Uhr nachmittags. Großes Hauptquartier, 26. November vormittags.

Die Lage auf dem westlichen Kriegsschauplatz ist unverändert. In der Gegend St. Hilaire—Souain, wurde ein mit starken Kräften angesetzter, aber schwächlich durchgeführter französischer Angriff unter großen Verlusten für den Gegner zurückgeschlagen. Bei Apremont machten wir Fortschritte.

In Ostpreußen ist die Lage nicht verändert. In dem Kampfe der Truppen des Generals von Mackensen bei Lodz und Lobitsch, haben die russische erste und zweite und Teile der fünften Armee schwere Verluste erlitten. Außer vielen Toten und Verwundeten haben die Russen nicht weniger als etwa 40000 unverwundete Gefangene verloren. 70 Geschütze, 160 Munitionswagen, 156 Maschinengewehre sind von uns erbeutet und 30 Geschütze unbrauchbar gemacht worden.

Auch in diesen Kämpfen haben sich Teile unserer jungen Truppen trotz großer Opfer auf das glänzendste bewährt. Wenn ungeachtet solcher Erfolge noch nicht gelungen ist die Entscheidung zu erkämpfen, so liegt dies in dem Eingreifen weiterer stärkerer Kräfte des Feindes von Osten und Süden her. Ihre Angriffe sind gestern überall abgewiesen worden. Der endgültige Ausgang des Kampfes steht aber noch aus.

Oberste Heeresleitung.

W. T. B. Berlin, 27. November, 9 Uhr vormittags.

London.

In der gestrigen Sitzung des Unterhauses teilte Marine-Minister Churchill mit, daß das Linienschiff „Bulwark" am 25. Novbr. morgens im Scheerness in die Luft geflogen ist. 7—800 Mann sind umgekommen. Nur 12 Mann wurden gerettet. Die anwesenden Admirale berichteten, sie seien überzeugt, daß die Ursache eine innere Explosion des Magazins war, da keine Erschütterung des Wassers erfolgte. Das Schiff sank in 3 Minuten und war verschwunden, als sich die dichten Rauchwolken verzogen hatten. Die Explosion war so stark, daß die Gebäude von Ferne her bis auf die Fundamente erschütterten und wurde mehrere Meilen weit vernommen. Das Linienschiff „Bulwark" stammt aus dem Jahre 1899, hatte 15250 Tonnen Deplazement, 18—19 Meilen Geschwindigkeit, 4 Geschütze von 30,5 cm Rohrweite, 12 Geschütze von 15 cm Rohrweite und 750 Mann Besatzung.

W. T. B. Berlin, 27. November, 3 Uhr nachmittags. Großes Hauptquarter.

Eine Belästigung der flandrischen Küstenorte durch englische Schiffe fand auch gestern nicht statt.

Auf der Front des westlichen Kriegsschauplatzes sind keine wesentlichen Veränderungen eingetreten.

Nordwestlich Langemarck wurde eine Hänsergruppe genommen und dabei eine Anzahl Gefangene gemacht.

Im Argonnenwalde machten unsere Angriffe weitere Fortschritte. Französische Angriffe in der Gegend Aprimont und östlich St. Mihiel wurden zurückgeschlagen.

Im Osten haben gestern keine entscheidenden Kämpfe stattgefunden.

Oberste Heeresleitung.

Vermischtes.

Nebra. Wir machen noch besonders darauf aufmerksam, daß die Kriegsbestunden von nächsten Sonntag ab abends 5 Uhr, statt 8 Uhr wie bisher, beginnen werden.

Nebra, 27. November. Die in diesem Jahr ersolgte Personenstandsaufnahme hiesiger Stadt ergab 2491 Einwohner. (1913: 2551.)

Nebra. Im Gutsbezirk Nebra und in der Gemeinde Tröbsdorf ist die Maul- und Klauenseuche ausgebrochen. Erloschen ist sie in den Gemeinden Wetzendorf und Carsdorf.

Altenroda, 17. November. Den Heldentod fand in einem Nachtgefecht in Rußland der Gutsbesitzer Waldemar Sachse von hier.

Aus dem Unstruttale, 24. November. Das Geschäft in Schlachtvieh war in der letzten Woche wenig verändert, die Kauflust im allgemeinen schleppend, in Magervieh sogar schlecht. Speckschweine über 3 Zentner an Gewicht wurden mit 56—57 Mark für 50 Kilo Lebendgewicht bezahlt, von 2½ bis 3 Zentner mit 52—54, Sauen und geringere Qualitäten mit 48—50, Ochsen und Stiere 43—48, Kühe 40—45, Kälber 47—54, Lämmer 44—48, Hammel 43—45 M. Für das Paar Saugschweine wurden 12 bis 18 Mark bezahlt.

Die Ferien der höheren Schulen der Provinz Sachsen für das Schuljahr 1915 sind folgendermaßen festgelegt: Osterferien vom 27. März, bis 13. April, Pfingsten vom 21. Mai bis 28. Mai, Sommerferien vom 2. Juli bis 3. August, Herbstferien vom 30. September bis 14. Oktober, Weihnachten vom 22. Dezember bis 6. Januar 1916.

Kirchliche Nachrichten.

1. Advent.

Es predigt um 10 Uhr:
Herr Oberpfarrer Schwieger.
Abend 5 Uhr Kriegsbetstunde.

Beim Ausgang werden Gaben für unterstützungsbedürftige Kriegerfamilien unserer Gemeinde gesammelt.

Getauft: Am 26. November Hedwig Hilda Oberländer.

Getraut: Am 21. November Hermann Friedrich Schmidt, Geschirrführer hier, und Berta Lina Ilgen hier.

Beerdigt: Am 23. November Karl Buchholz, landwirtschaftlicher Arbeiter, 62 Jahre alt.

Sonntag abend 8 Uhr,
Jungfrauenverein.

Bekanntmachung.

Die Nutzung der **Weiden** auf den Communewiesen soll

Sonnabend, den 28. November 1914, nachmittags 2½ Uhr,

öffentlich meistbietend an Ort und Stelle unter den im Termin bekannt zu machenden Bedingungen verkauft werden.

Nebra, den 23. November 1914.

Der Magistrat.
Pröschold.

Bekanntmachung.

Auf Beschluß des Bundesrats findet am 1. Dezember d. Js. wiederum eine allgemeine **Viehzählung, welche sich aber nur auf die Zählung der Pferde, Rinder, Schafe, Schweine und Ziegen erstreckt,** im Deutschen Reiche statt.

Die Zähleinheit bildet, wie bei den letzten Zählungen, die viehhaltende Haushaltung. Zählkarten werden diesmal nicht verwendet.

Das Zählergebnis einer jeden Haushaltung, mit den zur Erhebung kommenden Viehgattungen, ist vom Zähler unmittelbar in die Zählbezirksliste eingutragen.

Wir bringen dies hierdurch zur öffentlichen Kenntnis mit dem Bemerken, **daß die Zählung nur zu amtlichen statistischen Zwecken, nicht aber zu Steuerzwecken irgendwelche Verwendung findet und bitten die Zähler bei Ausübung des Zählgeschäfts durch bereitwillige Auskunftserteilung zu unterstützen.**

Nebra, den 20. November 1914.

Der Magistrat.
Pröschold.

Bekanntmachung.

Wir bringen hiermit in Erinnerung, daß für die nächsten 4 Adventsonntage eine verlängerte Beschäftigungszeit im Handelsgewerbebetriebe und zwar bis **7 Uhr abends,** mit Ausnahme der Zeit des Hauptgottesdienstes, zugelassen ist.

Nebra, den 26. November 1914.

Die Polizei-Verwaltung.
Pröschold.

Kriegsanleihe des Kreises Querfurt.

Der Kreistag hat in seiner heutigen Sitzung beschlossen, zur Deckung der dem Kreise Querfurt durch den gegenwärtigen Kriegszustand erwachsenden gesetzlichen Verpflichtungen und Verbindlichkeiten eine Anleihe von

600000 Mark

aufzunehmen.

Die Zeichnungen bestehen nur in baren Einzahlungen und werden von dem Tage der Einzahlung ab mit

5,15 %

verzinst. Die Zinszahlung erfolgt am 1. April und 1. Oktober in bar. Die Anleihe ist für die Zeichner bis zum 1. April 1920 unkündbar, der Kreis behält sich jedoch eine sechsmonatliche Kündigung vor.

Zeichnungsstelle ist die Kreiskommunalkasse hierselbst. Dieselbe nimmt Zeichnungen von jetzt ab bis 1. April 1915 Abends 6 Uhr entgegen.

Eine möglichst ausgiebige Zeichnung der Anleihe wird vor allem den Kreiseingesessenen auf das Wärmste ans Herz gelegt.

Querfurt, den 16. November 1914.

Der Kreis-Ausschuß.
von Helldorff.

Birnen
habe noch abzugeben. **Karl Pfingst.**

Bettfedern
zu verkaufen. Wo? sagt die Exped. d. Bl.

Frische Bücklinge
empfiehlt **Walter Gutsmuths.**

Dr. Bufleb's Fenchelhonig, à Fl. 50 u. 30 Pfg., Dr. Bufleb's Hustentropfen, à Fl. 50 Pfg., Dr. Bufleb's Johannisbeersaft, à Fl. 50. u. 30 Pfg. wirkt Wunder.
Bei **Walter Gutsmuths,** Adler-Drogerie.

Gutsinspektoren,
Landwirtschaftliche Beamte oder Herren in ähnlicher Position **finden vorübergehend oder dauernd** bei festen Bezügen **lohnende Beschäftigung.** Angebote unter **U. V. 5556** an **Rudolf Mosse, Leipzig, erbeten.**

Ehrlich., saub. Dienstmädchen
mit guten Zeugnissen sucht zum 1. Januar Frau Kaufmann **Jünge, Roßleben.**

Ansichtspostkarten
sind zu haben in der **Buchdruckerei Nebra.**

Friedhofs-Ordnung.

(Schluß.)

Gebühren-Ordnung
zu der Friedhofsordnung der Stadt Nebra.

Auf Grund des Beschlusses der Stadtverordneten-Versammlung vom 23. Dezember 1913 wird gemäß § 4 des Kommunalabgabengesetzes vom 14. Juli 1893 für die Benutzung des Gemeindefriedhofes in Nebra folgende Gebührenordnung erlassen:

§ 1.

Es wird erhoben für Anfertigen von Reihengräbern und Grübern in Erbbegräbnissen
für Kinder unter 14 Jahren . . . . . 4,— Mk.
für Erwachsene . . . . . 5,— Mk.
für eine Grabstelle beim Erbbegräbnis, gleichviel ob für Kinder oder Erwachsene, 10 Mark mindestens aber 20 Mark (vergl. § 14 der Friedhofsordnung).

Fremde zahlen in beiden Fällen das Doppelte.

Wird ein Erbbegräbnis durch Verkauf, Schenkung usw. abgegeben, so sind für die vom Magistrat auszustellende Jessionsurkunde 10,— Mark zu zahlen.

§ 2.

Sind beim Ablauf des Zeitraumes, für welchen das Erbbegräbnis gelöst wurde, seit der letzten darauf stattgefundenen Beerdigung noch nicht 30 Jahre verflossen, so muß die Lösung noch für so viele Jahre als zur 30jährigen Verwesungsperiode erforderlich sind, zu dem verhältnismäßigen Betrage geschehen.

§ 3.

Soll ein Erbbegräbnis auf die Dauer einer weiteren Begräbnisperiode liegen bleiben, so sind dieselben Beträge zu zahlen, wie bei der ersten Verleihung.

§ 4.

Wird der Leichnam eines Fremden in der Leichenhalle aufgebahrt, so werden hierfür 3 M. erhoben.

§ 5.

Jeder Nummerstein, der bei Reihengräbern Verwendung findet, ist der Stadtkasse mit 1,— Mark zu bezahlen.

§ 6.

Wird der Leichenwagen in Anspruch genommen, kommen folgende Sätze zur Erhebung:
Bei Begräbnissen außerhalb der gewöhnlichen Begräbniszeit, mittags 12 Uhr,
für a) Geschirr . . . . . 8 Mk.
b) 6 Träger, sofern diese gestellt werden, ... 12 „
c) den Leichenwagen . . . . . 4 „
Diese Gebühren ermäßigen sich bei Beerdigungen, die mittags 12 Uhr stattfinden, auf 5, 6 bezw. 2 Mk.

§ 7.

Die Leichenfrau erhält bei Leichen von Kindern 2 Mark, Erwachsenen 3 Mark. Die Gebühren stehen der Leichenwäscherin auch zu, wenn ihre Dienste nicht in Anspruch genommen werden.

§ 8.

Für jeden Leichenstein, jedes Kreuz, Denkmal oder jede Platte von Stein oder Metall, mit Ausnahme solcher bei Erbbegräbnissen, sind 3 Mark nach erfolgter Aufstellung an die Stadtkasse zu zahlen.

§ 9.

Die Pflege von Gräbern zu übernehmen ist dem Totengräber gestattet. Er kann für das Jahr beanspruchen:
1. für ein Kindergrab . . . . . 1 Mark
2. für das Grab eines Erwachsenen . . . . . 2 Mark
3. für ein Erbbegräbnis . . . . . 4 Mark

Soll die Bepflanzung der Erdhügel mit Blumen, Sträuchern oder dergl. durch den Totengräber erfolgen, so unterliegt die Entschädigung der freien Vereinbarung mit diesem.

§ 10.

Die in den §§ 1, 4 bis einschließlich 7 festgesetzten Gebühren sind vor der Beerdigung an die Stadtkasse zu entrichten.

§ 11.

Die Gebührenordnung tritt mit dem Tage ihrer Verkündigung in Kraft.

Nebra, den 14. April 1914.

(L. S.)

Der Magistrat.
gez. W. Kabisch.

Vorstehende Ordnung wird genehmigt.

Merseburg, den 29. September 1914.

(L. S.)

Namens des Bezirks-Ausschusses.
Der Vorsitzende.
In Vertretung gez. Klingholz.

B. A. 2793.

Zur Herbst- u. Frühjahrsbestellung
empfehle **sämtliches Pflanzmaterial, Obst-Hoch-, Halbstämme und Formbäume.**
G. Dreßler, Baumschule, **Spielberg.**

Eine Wohnung mit Zubehör ist an ruhige Leute zu vermieten und kann vom 1. Januar bis 1. April 1915 bezogen werden.
Pretitz Nr. 5.

MIT GOTT FÜR KÖNIG UND VATERLAND

Den Heldentod fürs Vaterland starb am 16. November im Lazarett zu Vonizier in Frankreich mein lieber Sohn, unser guter Bruder, Schwager und Onkel

Otto Scholle,
Vice-Feldwebel im Res.-Inf.-Rgt. Nr. 25,

im Alter von 25 Jahren.

Nebra, den 24. November 1914.

Die trauernden Hinterbliebenen:
Hermann Scholle nebst Angehörigen.

Verantwortliche Redaktion, Druck und Verlag von Karl Stiebitz in Nebra.

Hierzu Sonntagsblatt.

Universitäts- und Landesbibliothek Sachsen-Anhalt
urn:nbn:de:gbv:3:3-171133730-61216334219141128-18/fragment/page=0004

Wöchentlich erscheinende illustrierte belletristische Unterhaltungs-Beilage.

Sonntagsblatt

Also schreite der Mensch in die Zukunft
Nur an der Hand der Zeit.
Jeglichen Morgen sinket ein Schleier,
Und das sei ihm genug. Raupach.

Schloß Lindenstein.

Roman von Fr. D. Ortwig-Ramin.

(8. Fortsetzung.)

Lore sah auf, wollte antworten, preßte aber die Lippen fest zusammen, um ein aufsteigendes Schluchzen zu unterdrücken. Tränen stürzten aus ihren Augen, sie riß sich los, schüttelte den Kopf und lief davon.

Auf ihrem Zimmer angekommen, ließ sie sich auf einen Stuhl nieder und stützte den Kopf in die Hand. Lautlos weinte sie wegen ihrer Liebe — um ihr Glück, aus tiefem Weh.

Währenddessen irrte Graf Günter in den einsamen Wegen des Parkes umher und suchte vergeblich sich den Grissen des Schicksals zu entwinden. Doch dieses selbst entwirrt oft die verwickelsten Fäden mit größter Leichtigkeit.

9. Kapitel.

Einige Tage später saß Lore an ihrem Schreibtisch und schloß einen Brief an ihre Eltern, in dem sie bat, man möchte sie doch sobald als tunlich unter irgend einem Vorwande heimberufen. Gründe gab sie keine an, ließ aber durchblicken, daß Sehnsucht nach den Ihrigen das Motiv sei. Mochten sie daheim an Heimweh glauben, destoweniger ahnte man die wirkliche Ursache.

Das Benehmen der Baronin ihr gegenüber hatte die Ausführung dieses Entschlusses beschleunigt. Die stolze Dame behandelte Lore in solch nichtachtender Weise, daß das junge Mädchen vergeblich nach der Ursache forschte.

So schwer auch die Trennung aus gewissen Gründen wurde, fühlte Lore doch, daß eine baldige Abreise für die Ruhe ihres Herzens besser sei. Wie leicht hätte doch irgendein unbeherrschter Blick zum Verräter werden können, obwohl Graf Günter in seinem Benehmen keinerlei Änderung hatte eintreten lassen. — Lore legte den Brief auf den Tisch, damit ihn nachher der Bote, welcher die Nachmittagspost brachte, gleich mitnehmen konnte. Dann setzte sie ihr Hütchen auf und begab sich ins Freie.

Auf einer Bank ganz hinten im Park ließ sie sich nieder und entnahm ihrer Tasche einen Brief Gerdas, mit welcher sie fleißig Briefe wechselte.

Ganz in diese Beschäftigung vertieft, hatte sie das Näherkommen eines Mannes überhört und fuhr erschrocken empor, als eine heisere, belegte Stimme mit hartem Akzent sie plötzlich anredete:

„Verzeihen! Gehören gnädig' Fräulein zur Schloßherrschaft von Lindenstein?"

Lore sah einen hageren, gebückten Mann vor sich, der mühsam nach Atem rang und auf dessen eingefallenen Wangen rote Flecken brannten.

„Um Gottes willen, was ist Ihnen? Was wollen Sie?" Bestürzt sprang Lore auf, um, ihre Furcht unterdrückend, dem augenscheinlich siechen Manne beizustehen.

„Es ist nichts, wird bald vorüber sein. Ich danke Ihnen sehr."

Lore hatte ihn zur Bank geführt und er ließ sich nieder. Prüfend sah er in ihr Gesicht.

„Noch einmal möchte ich fragen, ob gnädig' Fräulein zur Familie von Graf Wertach gehören?"

„Ja. Doch was wünschen Sie?"

„O, sehr wenig, sehr wenig. Nur eine Botschaft hab' ich zu bringen an den Herrn Grafen. Aber ich muß sicher sein, daß er den Brief selbst in die Hände bekommt. Ist ausgeritten, beschied mich der Diener. Doch sagen

Unteroffizier Karl Frank mit dem Eisernen Kreuz erster und zweiter Klasse ausgezeichnet.

Unteroffizier Karl Frank, Regiment 110, von Beruf Schlosser, wohnhaft in Sinsheim (Baden), wurde für seine hervorragende Leistung in den Kämpfen in den Vogesen das Eiserne Kreuz erster und zweiter Klasse verliehen. Frank erhielt aus unmittelbarer Nähe einen Kopfschuß über dem Auge. Die Kugel drang an der linken hinteren Halsseite wieder heraus, ohne eine schwerere Verletzung herbeizuführen. Frank ist nach seiner Wiederherstellung wieder zur Front gegangen.

Sie mir, bitte, mit wem ich die Ehre habe zu sprechen?" — Lore glaubte zuerst, es mit einem gewöhnlichen Bittsteller zu tun zu haben, doch kam ihr das Wesen des wirklich kranken, hüstelnden Menschen so sonderbar vor.

„Beruhigen Sie sich, lieber Mann, ich bin eine Nichte des Grafen Günter Wertach und verspreche Ihnen, jeden Auftrag an diesen gewissenhaft auszuführen."

Lange ruhten die Augen des hageren, bartlosen Mannes prüfend auf Lore, so daß diese über den fast irren, weltabwesenden Blick innerlich sich beklommen fühlte. Dann zog der Mann mit zitternden Händen aus der Innentasche seines abgetragenen Rockes eine abgenutzte grüne Brieftasche hervor, der er zwei zerknitterte Briefe entnahm.

„Ihre Augen sind gut, sie lügen einen totkranken Mann nicht an. Schwören Sie mir, diese beiden Schreiben in des Grafen Günter Wertachs Hände zu geben, sonst aber in keine anderen. Es ist eine Botschaft seiner Gemahlin Elisa. Antwort ist nicht nötig!"

Damit überreichte er ihr die Briefe.

Wäre ein Blitzstrahl vor dieser niedergefahren, sie hätte nicht mehr erschrecken können. Bebend nahm sie die Kuverts an sich und sagte tonlos: „Ich verspreche Ihnen, bei allem, was mir teuer ist, diese Briefe gewissenhaft zu besorgen."

Mit Befriedigung gewahrte der alte Mann ihre Bewegung. Er nickte zu ihrem Versprechen und murmelte leise: „Nehmen Sie Dank, gnädig' Fräulein, von Lajos Bernecz, sie erweisen ihm einen großen Dienst."

Angstvoll sah Lore dem Alten in das plötzlich veränderte Gesicht. Wie leblos, in sich zusammengesunken, keuchend Atem schöpfend, saß dieser mit gesenktem Haupte da.

„Was fehlt Ihnen? Fühlen Sie sich krank? Was kann ich für Sie tun?"

Leise erwiderte der Alte: „Seien Sie ruhig! Nur rasch meine Briefe besorgen — ich wohne im Dorf — in der Krone — wenn der Herr Graf mich noch sprechen möchte. Lassen Sie mich hier. Nur schnell, sehr eilig!"

Ratlos eilte Lore schließlich davon, sich noch oftmals umblickend. Mit Genugtuung gewahrte sie auf einmal, wie ein Mann, anscheinend der Diener Witten, auf den Alten zutrat, und so eilte sie, erfüllt von beklemmender Unruhe, ohne Aufenthalt dem Schlosse zu. Hier hatte sich während ihrer Abwesenheit Verschiedenes ereignet.

Die Baronin hatte in einer Unterredung mit ihrem Bruder von diesem die baldige Entfernung Lores von Schloß Lindenstein gefordert. Graf Günter hatte erstaunt nach dem Grunde gefragt. Sie äußerte Bedenken wegen des zwanglosen Verkehrs des jungen Mädchens mit Ewald. Ernst und bestimmt hatte Graf Günter wissen wollen, was sie zu dieser Annahme berechtigte. Da sie nun hierauf nichts Bestimmtes anzugeben wußte, beruhigte sie der Bruder mit den Worten: „So laß den Dingen ruhig ihren Lauf, vorderhand erwächst ja niemanden ein Schaden aus dem Zusammensein der Beiden. Es bleibt dir übrigens unbenommen, ihren Verkehr im Auge zu behalten und mir beim geringsten verdächtigen Anzeichen Mitteilung zu machen."

Die Baronin stutzte. Das war ja neu, daß Günter einmal ein tieferes Selbstinteresse an etwas zeigte. Bisher hatte er prüfungslos ihre Dispositionen gutgeheißen.

Schon während der letzten Worte des Grafen klangen noch leise und gedämpft, wie aus größerer Entfernung, die Signale einer Automobilhuppe herein. Jetzt ertönten dieselben abermals in größerer Nähe. Die Baronin verließ ihren Sitz auf dem Diwan und frug lebhaft: „Ist das Ewald?"

Graf Günter warf einen Blick in den Schloßhof und nickte lächelnd.

Um den jungen Offizier eine Freude zu bereiten, hatte er ihm ein Auto geschenkt, wodurch er in den Stand gesetzt wurde, zu jeder Stunde und auch bei ungünstigem Wetter schnell von seiner Garnison nach Schloß Lindenstein zu gelangen.

Die Baronin trat an das Fenster und sah gerade noch, wie Ewald im Portal verschwand. Sie trat zurück und nahm ihren Platz wieder ein. Graf Günter lehnte sich an einen Schrank, beide erwarteten Ewalds Erscheinen.

Es verging einige Zeit und die Baronin begann bereits ungeduldige Blicke nach der Tür zu werfen. Er pflegte doch sonst sofort zu ihr zu eilen. Allerdings, wenn sie ihrer letzten Unterredung gedachte? —

Es klopfte und auf das Herein trat Franz über die Schwelle. Überrascht horchten die Geschwister auf, als der Diener seinen Auftrag an den Grafen ausrichtete. Ewald befand sich in Günters Arbeitszimmer und bat diesen um eine Unterredung.

Einen Moment zeigte das Gesicht der Baronin eine tiefe Blässe, doch bezwang sie sich sofort und zuckte gleichgültig die Achseln.

Aufs äußerste gespannt begab sich Graf Günter hinüber und begrüßte freundlich den Neffen, dessen ernstes Gebahren ihm sofort auffiel.

„Nun, mein Junge, was soll die Feierlichkeit? Wo drückt es dich? Soll ich eine Beichte entgegennehmen? Nimm Platz!"

„Bester Onkel Günter! Ich habe schon unzählige Beweise deiner Güte erfahren, daß ich nicht umhin kann, in einer Angelegenheit, die mir sehr am Herzen liegt, deinen Rat zu hören und deine Unterstützung zu erbitten. Um es dir kurz klar zu machen, denn es dürfte wohl nicht überraschen in meinen Jahren, — ich liebe! Es ist dies ein kurzes, aber inhaltreiches und bedeutungsvolles Wort. In meinem Falle insofern von Bedeutung, als sich mir Schwierigkeiten entgegenstellen, welche mich allerdings in meinem Entschlusse nicht wankend machen können, die mich aber doch überaus schmerzlich berühren. Mit einem Wort, Mama verweigert mir ihre Zustimmung, weil sie die von mir Erwählte als unter mir stehend ansieht, obwohl dieselbe einem guten adligen Geschlecht entstammt, daß sie ohne jegliches Vermögen ist, bemerke ich nur nebenbei. Es kränkt mich, weil Mama jede Gelegenheit, selbst zu prüfen, von der Hand weist, da ich überzeugt bin, daß in diesem Falle ihre Ansichten über den Wert des Mädchens eine Wandlung erfahren würden. Als Mann von Ehre kann und will ich nun die Sache nicht länger hinausziehen und bitte um deine gütige Vermittelung. Auf dein Wort gibt Mama viel und ich bitte dich aufs herzlichste, versage mir deine Mitwirkung nicht!"

Ewald war zu dem Onkel getreten und hatte seine Hand ergriffen, seine flehenden Blicke trafen den Grafen tief, er mußte sich abwenden. Blitzartig stieg in ihm der Gedanke auf: „Wie, wenn Klotilde recht sah! Wenn Ewald Lore wirklich liebt? Er ward das Spiel der widerstreitendsten Empfindungen." Um Zeit zu gewinnen, drückte er den Neffen auf einen Stuhl und sagte mit gewaltsam erzwungener Ruhe:

„Guter Junge, dein rasches Herz geht mit dir durch. Laß uns die Angelegenheit in logischer Reihenfolge behandeln, um eine für alle Teile günstige Lösung herbeizuführen. Erzähle also bitte die Geschichte deiner Liebe und fange bitte mit dem Beginn an, vorhin hast du mir das Letztgeschehene berichtet."

„Du hast recht! Verzeihe, Onkel Günter, aber ich bin erregt und es gibt auch gewisse Gründe, weswegen meine Sache nicht mehr aufgeschoben werden kann."

Eben wollte er mit seiner Erzählung beginnen, als sich eilende Schritte von draußen der Tür näherten und hastig angeklopft wurde. Ärgerlich wegen der höchst unzeitigen Störung trat der Graf hinzu und öffnete selbst, um den Störenfried gleich draußen abzufertigen. Wie erstaunte er aber, als ihm Lore mit stillen Zeichen höchster Aufregung, atemlos vom raschen Gehen, an der Schwelle entgegentrat.

„Du, Lore? Was führt dich her?"

Hastig überreichte ihm das junge Mädchen die beiden Briefe mit den Worten: „Diese Schreiben übergab mir am

Parkausgang ein alter Mann, dessen krankhafter Zustand mein größtes Mitleid und zugleich Besorgnis erweckte. Er sagte, ich solle eilen — es sei wichtig — und — eine Botschaft von deiner Gemahlin Elisa!"

Lores Stimme war gegen Ende ihrer Rede immer leiser und unsicherer geworden. Sie senkte den Blick und ihre Hände zitterten.

Furchtbar zeigte sich die Wirkung, welche die Mitteilung auf den Grafen ausübte. Erst stand er starr, dann taumelte er, wie von einem Schlag getroffen, zu dem nächsten Sessel und ließ sich hineinfallen.

Die Briefe in seinen Händen zitterten heftig.

Ewald, den Lore erst jetzt gewahrte, sprang mit einem Ausruf an des Onkels Seite, auch er war tief erschüttert und rief: „Von Tante Elisa? Fasse dich, Onkel Günter, sei ein Mann!"

Angstvoll blickte Lore in das totenblasse, zuckende Gesicht des Grafen. In ihr war ein qualvolles Empfinden, sie sah die seelische Marter des geliebten Mannes und fühlte sich unfähig, ihm zu helfen, sein Leid zu mildern. Sie trat näher und streichelte seine Hände. Unter der leisen Berührung wich das Starre seines Wesens. Ein Blick voll unsagbar tiefem Weh traf das junge Mädchen, dann richtete er sich mühsam auf und sagte mit gewaltsam, nach Festigkeit ringender Stimme: „Ja, ich will — ich muß ein Mann sein und tragen, was mir das Schicksal auferlegt. Ich danke euch beiden, laßt mich bitte allein."

Stumm verließen Ewald und Lore den Raum, in dem nun ein Mensch nach jahrelanger Pein und Qual endlich Gewißheit über die Gestaltung seines ferneren Geschicks erhalten sollte.

Wie würde die Entscheidung fallen?

Was mochten die Briefe enthalten?

Glück — Frieden — oder neues Leid?

Unfähig zu sprechen, ging Lore an der Seite Ewalds den Flur entlang. Ein dumpfer Druck lag auf ihrem Fühlen und Denken. Jetzt erst, nachdem sie dem Grafen gegenübergestanden, fühlte sie die ganze Bedeutung der Botschaft. Sie vernahm wohl die Worte Ewalds, welcher ihr erklärte, daß er heute die Entscheidung herbeiführen müsse — da Gerda im Begriff stehe, ein glänzendes Engagement ins Ausland abzuschließen. Sie willige aber erst dann in eine Veröffentlichung ihres Verlöbnisses, wenn von seiten seiner Angehörigen kein Widerspruch zu erwarten sei. Doch den Sinn der Rede begriff sie nicht.

Mit einem stummen Nicken verabschiedete sie sich von ihm an der Tür, welche zu den Gemächern der Baronin führt. Mit Kopfschütteln begab sich Ewald zu seiner Mutter.

Diese war nicht allein, Witten befand sich bei ihr und Ewald merkte sofort, daß auch hier Außergewönliches verhandelt wurde, denn die Gesichter der beiden zeigten deutlich Spuren einer heftigen Erregung. Schnell verabschiedete die Baronin den Diener: „Gehen Sie, Witten, und ordnen Sie die Angelegenheit auf dem raschesten Wege."

Jetzt erst begrüßten sich Mutter und Sohn. Mit Befremden gewahrte Ewald eine außerordentliche Zerstreutheit und hastige Nervosität im Wesen der sonst so kalten, korrekten Mama und beschloß, vorerst noch von seiner Angelegenheit zu schweigen. Da kam ihm der Gedanke, der Mutter von den Briefen, welche Lore Onkel Günter überbracht, Mitteilung zu machen.

„Denke dir nur, Mama, welche Überraschung wir eben hatten. Ein Unbekannter hat Lore zwei Briefe an Onkel Günter zur Besorgung im Park übergeben mit dem Bemerken, sie enthielten Botschaft von Tante Elisa!"

Kaum waren die Worte seinen Lippen entschlüpft, als er erschrak über die Wirkung, welche sie auf die Baronin ausübten. Ihr Gesicht ward aschfahl und sie murmelte: „Also doch — nun ist — alles —" Doch diese Frau hatte sich in der Gewalt. Mit tonloser Stimme zwar, doch gut gespieltem Gleichmut sprach sie weiter: „Wozu das nun führen soll? Er hat doch wahrlich Leid genug ertragen und schien langsam zu genesen. Nun tritt es von neuem in sein Leben."

„Könnte diese Botschaft nicht eine Lösung im günstigen Sinne herbeiführen?" fragte Ewald zagend.

„Nein!" — Heftig, scharf und schneidend klang dies Nein. Ewald merkte, daß sie allein sein wollte, er küßte seiner Mutter die Hand und ging auf sein Zimmer. Ihm war, als umschleiere ein Rätsel sein Empfinden, er stand vor etwas Fremdem, das er nicht zu fassen vermochte.

* * *

Mit bebenden Gliedern saß Lore auf einem Stuhl in ihrem reizenden Zimmerchen und starrte ins Leere. Ein grenzenloses Bangen drückte ihre Seele darnieder. Heiß und angstvoll stieg in ihr die Erkenntnis auf: Frevel und Sünde ist dein liebendes Begehren. Der, nach dem dein Herz in so mancher törichten Stunde Verlangen trug, gehört einer anderen. Was würde nun geschehen und wie sollte sie sich dazu stellen? Mit unendlicher Schärfe und Deutlichkeit stand jene Szene im Park vor ihrem geistigen Auge. Welch ein Glücksgefühl hatte sie durchströmt, als seine Arme sie umfingen, sein Mund ihre Lippen berührte. Und sie hatte in süßem Bann dies alles geduldet.

Ob die andere nun wieder kam? Wieder an seiner Seite leben würde? Wenn seine Trauer nun schwand und er nun wieder sein ganzes, liebendes Herz jener Verschollenen zuwenden würde?

Diese entsetzlichen Fragen jagten ihre Gedanken in wirren Kreisen durcheinander. Doch was wollte sie denn nur mit ihrem törichten Wünschen? Hatte sie denn irgend ein Recht? Nichts, nur dem Fluch der Lächerlichkeit war sie verfallen. — Und doch —! Ach, es war entsetzlich! Kein Ausweg aus diesem tobenden Wirbel der Gefühle. Die Zeit verrann, sie merkte nichts davon, sie mußte nur immer denken — denken.

Plötzlich schreckte sie empor. Es hatte geklopft. Sie konnte nicht „Herein" rufen. Angstvoll blickte sie nach der Tür, die trotzdem heftig aufgerissen wurde. Günter Wertach stürmte über die Schwelle.

Sein Antlitz glühte, seine Lippen zuckten. Die Augenlider waren gerötet. Er mußte wohl geweint haben. In seinem Blick lag eine tiefe Trauer und drückendes Schuldbewußtsein. Aber — in seinem Gebahren war etwas, das hatte Lore noch nie an ihm so bemerkt, wie eben jetzt. Es schien, als sei seine Gestalt gewachsen. Sein rascher Schritt war fest — beinahe elastisch — in seiner Haltung machte sich eine Sicherheit bemerkbar, die befremdend wirken mußte.

Schwer fielen diese Beobachtungen auf Lores Seele. Hatte er sie wiedergefunden, die Gefährtin, der er jahrelang nachgetrauert?

Ihr blieb nicht Zeit zu weiterem Denken. Hastig fragte er nach dem Überbringer jener Briefe und den näheren Umständen. Stockend gab Lore die gewünschte Auskunft. Lebhaft erwiderte Günter: „In der „Krone" finde ich also Bernecz. Ich muß eilen, jede Minute ist kostbar. Dir aber, Lore, muß ich rasch noch meinen herzlichsten Dank abstatten. Wie freue ich mich, daß gerade du es warst, die mir jene Botschaft überbrachte. Du siehst mich aufs Tiefste erschüttert. Und doch — nun muß noch alles — alles gut werden!"

Er hatte ihre beiden Hände ergriffen und küßte sie innig. Gleich darauf war er hinausgestürmt. Lore blieb in tiefster Seelenqual zurück. Erst allmählich dämmerte ihr ein Verständnis für seine Worte auf, glaubte sie, diese sich deuten zu können.

Die sonst so frische, energische Maid war nicht wieder zu erkennen. Wie gelähmt schlich sie zum Fenster und sah in den düsteren Abend hinaus. (Fortsetzung folgt.)

Universitäts- und Landesbibliothek Sachsen-Anhalt
urn:nbn:de:gbv:3:3-171133730-61216334219141128-18/fragment/page=0007

Begrabene Geheimnisse.

Von Dr. E. v. Komorzyński-Wien.

In den Zeitungen unserer großen Städte tauchen die Nachrichten über Knochen- und Schädelfunde, die bei Neubauten, Erdaushebungen und Umpflasterungen gemacht wurden, immer häufiger auf. Wir haben uns daran gewöhnt, und gleichgültig, wie über andere Tagesneuigkeiten, gleiten unsere Augen über die Mitteilung, es seien da oder dort wieder Skelette gefunden worden. Und doch kann, wenn eine solche Lektüre zufällig in eine Stunde fällt, über die moderne Hast und Ruhelosigkeit keine Macht haben, eine Gedankenreihe in uns entstehen, die uns bis ins Reich des Unerklärlichen führt. So viel Seltsames am Verbrechen oder am Selbstmord sein kann, es ist doch aufklärbar — das gefundene Skelett aber bedeutet ein unauflösbares Rätsel. Wem hat es angehört? Wie hieß der, dessen Fleisch sich einmal um diese Knochen rundete? Denn einen Namen hatte er gewiß und auch eine mehr oder weniger große Bedeutung; andere mußten mit ihm als mit einer bestimmten Größe rechnen.

Seine bleichenden Rippen umschlossen einst ein Herz, das jubeln und bangen konnte, sein grinsender Schädel ein Gehirn, den Sitz des Verstandes, der Phantasie, der Leidenschaft. Und welches Ende hat er genommen? Wer war es, der den letzten Blick auf das tote Antlitz warf? Vor Jahrzehnten oder vor Jahrhunderten; den letzten Blick, bevor die Erde es bedeckte; die Erde, die der Sohn einer späteren Zeit von den vermodernden Knochen schaufeln sollte! Stand um ihn eine feierlich-ernste Begräbnisgesellschaft, weinten Freunde an seinem Grabe — oder verscharrte ihn heimlich ein Mörder, sicher, daß erst nach Jahrhunderten das Opfer seiner Tat entdeckt werden könne?

Wer kann es sagen! Ein Haus hat man über dem Grabe erbaut und zwischen dessen Mauern haben Generationen von Menschen gewohnt — nichts ahnend von der Nachbarschaft des Todes. Sie selbst wieder sind lange gestorben, und unter dem Fundament des Hauses wird das Gebein von ehedem gefunden — zwecklos, namenlos, nur Gleichgültigkeit erweckend oder auch Anlaß gebend zu schaurigen Gerüchten, als müsse ein so geheimnisvoller Fund an der Stätte des Lebens unbedingt das Opfer eines Mordes gewesen sein!

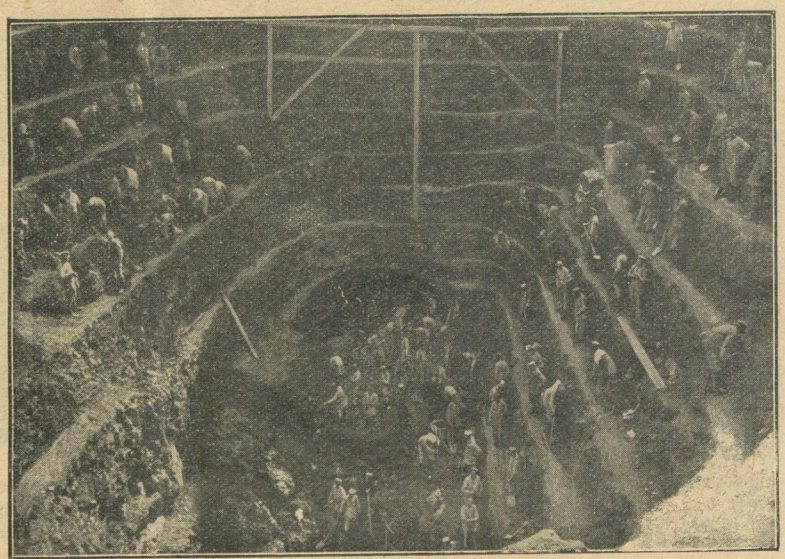
Unsere modernen Riesenstädte bergen gar viele Tausende solcher namenlos gewordener Knochen in ihrem Boden. Jetzt eine Einheit, sind sie doch nur entstanden durch den Zusammenschluß vieler einstmals getrennter kleiner Gemeinden: Pfarren, Vorstädte, Vororte, Dörfer und einzelner Gehöfte. Der Brauch, die Toten in und neben den Kirchen zu begraben, führte einerseits zur Unterwölbung der Kirchen und Anlage von Grüften und Katakomben, anderseits zu der

Wohnungen der belgischen Flüchtlinge in Holland.

Unser Bild zeigt, wie sich die belgischen Flüchtlinge in Holland ihre Wohnungen auf allerlei Art eingerichtet hatten. An Straßenecken, auf Wagen, in Nischen und sonstigen passenden Orten waren Zeltdächer errichtet, unter denen ganze Familien gemeinsam hausten. Holland hat damit eine schwere Bürde aufgehalst bekommen.

Eine Glanzleistung unserer Pioniere.

Unser Bild zeigt unsere deutschen Pioniere bei den Wiederherstellungsarbeiten für einen Eisenbahntunnel. Dieser Tunnel wurde von den französischen Mineuren auf ihrem Rückzuge zerstört und durch die Sprengungen vollständig verschüttet. Man konnte nun einfach den Tunnel wieder ausbohren, war aber nicht sicher, ob das Erdreich, das über dem Tunnel lastete, nicht nachstürzte. Deshalb unternahm man die längere und schwierigere Arbeit für die Beförderung der Bahn, das Ausschachten, soweit der Tunnel gesprengt war. Wir zeigen in unserem Bilde die Pioniere bei der Arbeit, wie sie das Erdreich von einer Stufe zur andern schaufeln, um es oben dann auf einer schnell eingerichteten Feldeisenbahn fortzuschaffen. Jetzt ist der Tunnel längst wieder im Betrieb und dient der unter deutscher Verwaltung stehenden Eisenbahn zur schnelleren Beförderung unter sicherem Schutz der Wachen bis weit in das Feindesland hinein.



noch heute geübten Gewohnheit, nach einer Reihe von Jahren die Begrabenen wieder auszugraben, das Grab wieder zu belegen, die Knochen aber in einem eigenen, neben der Kirche stehenden Beinhaus anzuhäufen.

Die Ausbreitung der Städte und die Verbauung bisher freigelegener Flächen ließ die alten Kirchhöfe verschwinden und drängte die Begräbnisplätze weit an die neuen Stadtgrenzen hinaus. Man verfuhr bei der Abräumung alter Friedhöfe vormals oft recht sorglos, und so erklärt es sich, daß in unseren Großstädten mitunter ganze Reihen alter Gräber aufgedeckt werden, die unter dem Pflaster der Straßen oder den Grundmauern der Häuser erhalten geblieben waren.

Aber auch dort, wo es sich nicht um vergessene oder überbaute alte Kirchhöfe handelt, kann die alles gleichmachende Zerstörungsarbeit des Todes manches zum unaufklärbaren Geheimnis werden lassen. Wer Adalbert Stifters grausig-schönen „Gang durch die Katakomben" des St. Stefansdomes in Wien gelesen hat, wird sich erinnern, wie schauerlich der Gedanke ist, daß der Besucher dieser Totenstätte, in der Zehntausende von Gerippen angehäuft liegen, unmöglich mehr feststellen kann, welchem von den hier voreinstens Beigesetzten dieser oder jener bestimmte Schädel angehören möge. Aus einer Masse von Knochen läßt sich ein einzelner nicht mehr mit absoluter Sicherheit sondern.

An die Überreste zweier unserer größten Künstler knüpfen sich geheimnisvolle Legenden.

Die eine betrifft Schillers Schädel, der erst lange Jahre nach der Beisetzung durch unermüdliche, beschwerliche Nachforschungen aus dem Totengewölbe des Weimarer Jakobi-Kirchhofes zutage gefördert wurde. Und dieser Schädel, den die Freunde des Dichters für den richtigen erklärten, den Goethe in den bekannten weihevollen Versen besang, ist durch spätere Forschungen wieder als unecht erkannt worden. Ähnlich verhält es sich mit dem Schädel Mozarts. Mozart war be-

Der deutsche Kronprinz in Feindesland.

Kronprinz Wilhelm ist einer der Heerführer im Westen. Auf unserem Bilde sehen wir ihn, auf eine Nachricht wartend, kurz vor seinem Ausritt in die Gefechtslinie.

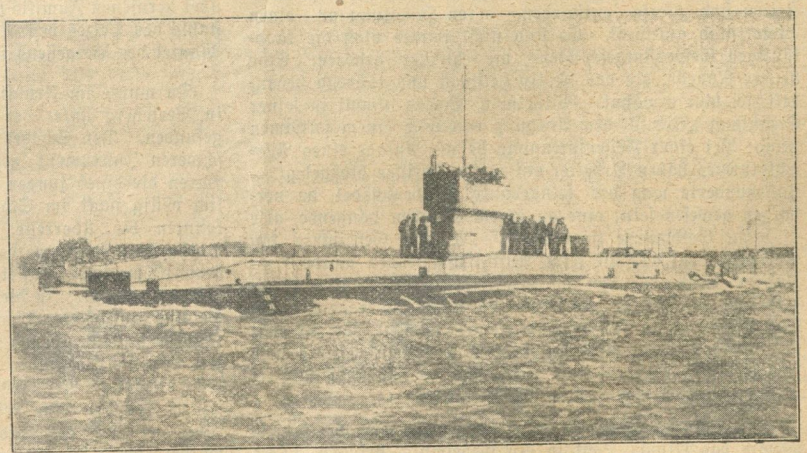
Das Eintreffen der Feldpost auf dem westlichen Kriegsschauplatz.

Das Eintreffen der Feldpost auf dem westlichen Kriegsschauplatz.

Um die gewaltigen Mengen an Postsachen zu zeigen, die die Feldpost zu befördern hat, bringen wir hier ein Bild von den angekommenen Postsäcken für einen kleineren Truppenteil auf dem westlichen Kriegsschauplatz. Es gilt nun, die vielen Säcke zu verteilen und sie an die einzelnen Zugkolonnen auszuliefern, von wo aus die Briefe und Pakete bis in die vordersten Vorposten geschafft werden.

Das untergegangene englische Unterseeboot „E. 3".

In der deutschen Bucht der Nordsee wurde am 18. Oktober 1914 eins der größten englischen Unterseeboote von unserer Marine vernichtet. Es gehörte zur Klasse der größeren Unterseeboote der engl. Marine und bot im Innern für die Bemannung bedeutend mehr Platz, als die bisherigen kleinen Boote. Auch dieser Erfolg der deutschen Marine ist lebhaft zu begrüßen.



Das untergegangene englische Unterseeboot „E. 3".

kanntlich in größter Armut gestorben und in einem Massengrab des St. Marxer Friedhofes bei Wien beerdigt worden. Erst nach Jahren — als Wieland in seinem „Teutschen Merkur“ dazu aufgefordert hatte — entschloß man sich zu Nachforschungen und bezeichnete auf Grund der Angaben eines neuen Totengräbers (der alte war gestorben) einen Schädel aus jenem Massengrab als Mozart zugehörig. Der Schädel befindet sich heute, nach mancherlei Irrfahrten, in einer privaten Sammlung — unter den Ehrengräbern des Wiener Zentralfriedhofes aber steht heute ein Mozart zu Ehren errichteter Grabstein auf einem leeren Grabe. Unauflösbar sind die Geheimnisse des Todes.

Auch manches Opfer stürmischer Kriegszeiten ruht unter den Häusern unserer Städte und Vorstädte. Und mancher, dem einst feindliche Horden den Schädel spalteten, kann auf Flur und Feld, in Wald und Geklüfte, nachdem er Jahrhunderte in ungeweihter Erde gelegen, gefunden werden. Die Söhne der Fremde, die Abenteuerlust oder verzweifelter Trübsinn als Soldaten ins deutsche Land getrieben hatte, fanden hier ihr Ende — was könnte solch ein Totenkopf erzählen von erlittenem oder begangenem Unrecht! Ein alter Volksglaube meint, der letzte Gedanke eines Sterbenden werde vernehmbar, wenn nach Jahren seine Gebeine gefunden werden. Und in vielen Gegenden hütet man sich, die Ruhe des zufällig entdeckten Skelettes zu stören, und deckt es wieder mit Erde zu. Die Opfer der großen Pestepidemien vergangener Zeiten ruhen zu Tausenden im Boden unserer Heimat. Und gewißlich auch mancher heimlich Begrabene, den Mordgesellen auf dem Gewissen hatten, könnte so ans Tageslicht kommen — er allein hat dann als Skelett die Gebeine seiner Mörder überdauert. In Burgen und Schloßruinen liegen noch die Reste verzweifelt gestorbener Gefangener, die die Barbarei der Vergangenheit verhungern und verschmachten ließ. Grausige Geschichten melden von den Gebeinen eingemauerter Nonnen, die in alten Klöstern verborgen waren.

Ja, wahrlich, ein jedes so durch Zufall entdecktes Gerippe ist uns ein Beweis dafür, daß unter den Füßen der Lebendigen die Generationen früherer Zeiten ruhen und modern: die Gegenwart über der Vergangenheit, das Leben über dem Tod. Klar wird uns dann auch der alte Friedhofsspruch: „Ich war, was du bist — du wirst sein, was ich bin.“

Es ist klar, daß die Geheimnisfülle solcher Knochen- und Schädelfunde als ein immer wirksames Motiv Eingang in die Literatur gefunden hat — knüpft sich doch an sie der für uns alle bedeutungsvolle Gedanke an die eigene Vergänglichkeit, während andererseits die Phantasie unermeßlichen Spielraum hat, das Leben, das voreinstens in diesen Knochen wohnte, neu erstehen zu lassen und auszumalen. Von der unübertrefflichen Kirchhofsszene im „Hamlet“ angefangen, zieht sich die Friedhofromantik durch die Poesie, und zu allen Zeiten sind Werke entstanden, deren Handlung an einen Skelettfund anknüpft. Es sind nicht immer bloß die landläufigen Gespenstergeschichten, die hierher gehören. Eine neuere Novelle, die das Motiv geistvoll und rührend behandelt, sei hier erwähnt. Wilhelm v. Polenz nimmt in seiner Erzählung „Abdul“ den Ausgang von solch einem seltsamen Fund: Bei einer Felsensprengung behufs Anlage eines Aussichtsturmes haben Arbeiter ein zartes Gerippe bloßgelegt — Jahrhunderte mag der feingebaute Knabenschädel da verborgen gewesen sein; eine an einem Kettchen hängende, alte arabische Goldmünze liegt dabei. „Welches Geheimnis lag hier begraben, das nie seine Aufklärung finden würde?“ — Und im Besitze des ihm von den Arbeitern geschenkten Schädels läßt der Dichter von seiner Phantasie die Geschichte von dem orientalischen Fürstensohn Abdul erzählen, der zur Zeit der Kreuzzüge als Gefangener eines deutschen Ritters nach dem kalten Norden gebracht urde und der auf der Flucht im eisstarrenden, schneebedeckten Wald erfriert.

Doch kann in einzelnen Fällen das gefundene Gerippe, so seltsam das klingt, Licht in ein Geheimnis bringen. Dies geschieht dann, wenn es sich um Verschollene handelt, von deren Verbleib man überhaupt nichts wüßte, wenn nicht durch die Entdeckung ihrer Knochen nachträglich Gewißheit über ihr Schicksal geschaffen würde. Einer der merkwürdigsten Fälle dieser Art ist das Verschwinden eines Fremden, der am 25. Novbr. 1809 in Perleberg, wo er unter dem Namen eines „Kaufmannes Koch“ auf der Durchreise weilte, verloren ging. Zwei Reisende waren mittags mit Extrapost von Berlin angekommen und hatten im Posthause frische Pferde zur Weiterfahrt nach Hamburg bestellt. Der vornehmere Reisende hatte dann in geheimer Unterredung mit dem Stadtkommandanten um militärischen Schutz ersucht. Die Abreise verzögerte sich bis zum Abend; dann, nach Entlassung der Schutzwache, bestellten die Fremden wieder Pferde, und während das Gepäck auf den schon bespannten Wagen geladen wurde, entfernte sich der mit einem kostbaren Pelz bekleidete Reisende und wurde von diesem Augenblick nicht wieder gesehen. Nicht nur der andere Fremde und der Bediente, sondern ganz Perleberg geriet in die größte Aufregung. Die vom Kommandanten eingeleiteten Nachforschungen über den Verbleib des Reisenden blieben ohne jeden Erfolg. Man entschied sich endlich für die Ansicht, es habe sich um einen im Auftrage Napoleons geschehenen politischen Mord gehandelt. Die geheimnisvolle Ängstlichkeit, mit der die Behörden zu Werke gingen, bestärkte die Öffentlichkeit in dieser Meinung. Man hielt den verschwundenen „Kaufmann Koch“, der als ein junger, stattlicher Mann von großer Schönheit und feiner Kleidung geschildert wurde, für einen Feind Napoleons, den der letztere habe beseitigen lassen. Erst Ende 1809 wurde bekannt, daß der Fremde der englische Gesandte Lord Bathurst gewesen war, der nach Abschluß des Wiener Friedens von Wien mit wichtigen Depeschen nach England reiste. Die Gattin des Verschollenen, die selbst mit ihren Verwandten nach Perleberg kam, konnte trotz größter Freigebigkeit keine Spur von ihm entdecken. Die Meldung einer Hamburger Zeitung, Lord Bathurst sei am Leben und man habe Briefe von ihm von einem späteren Datum als dem verhängnisvollen Tag, erwies sich als unwahr. Endlich brachte der „Moniteur“ die Notiz, der Lord habe sich wahrscheinlich in Perleberg in einem Anfall von Trübsinn selbst getötet, und Napoleon versicherte der Witwe in einer Audienz mit feierlichem Eid, er wisse von der Angelegenheit gar nichts. Schließlich glaubte die Familie selbst an einen Selbstmord, setzte aber 500 Taler für die Auffindung der Leiche aus. Da man aber trotz eifrigen Suchens den Leichnam nicht fand, entstand eine neue Meinung, daß nämlich der Kommandant den Lord heimlich und sicher über die Grenze habe bringen lassen und nur einen künstlichen Lärm erzeugt habe, um die öffentliche Aufmerksamkeit abzulenken. Nur wenige Leute sprachen den eigentlich nächstliegenden Verdacht aus, es handele sich um einen Raubmord, da man den kostbaren Pelz des Fremden im Hause einer übel berufenen Familie gefunden und die letztere wegen Diebstahls des Pelzes bestraft hatte. Dann breitete die Zeit den Mantel des Vergessens über das seltsame Ereignis.

Da wurde im Frühling 1852 beim Abbruch eines Hauses in Perleberg unter der Schwelle eines Stalles ein Skelett gefunden. Der Schädel wies die Spuren eines mit einem schweren Instrument geführten Schlages auf; die Knochen waren die eines jungen, stattlichen Mannes, der wahrscheinlich völlig nackt im Stalle vergraben worden war. Wohl konnten die Überreste nicht mit Bestimmtheit als die Bathursts erkannt werden. Doch hatte das Haus vormals dem ehemaligen Hausknecht des Gasthofs „Zum weißen Schwan“ gehört. In diesem Gasthof hatte sich der Lord nachweislich an jenem Abend eine Zeitlang aufgehalten. Der Hausknecht, ein Freund jener Familie, bei der man seinerzeit den Pelz gefunden hatte, war, gleich dieser, auf nicht recht erklärliche Art plötzlich wohlhabend geworden und hatte seinen Töchtern eine reiche Mitgift gegeben. Die Vermutung, es sei an Lord Bathurst ein Raubmord begangen worden, ward so zur Gewißheit.

Universitäts- und Landesbibliothek Sachsen-Anhalt
urn:nbn:de:gbv:3:3-171133730-61216334219141128-18/fragment/page=0010

Im Denken besonnen und klar,
Im Reden offen und wahr,
Im Wollen nur edel und recht,
Im Handel fest und gerecht.

Fürs Haus.

Vor Menschen ohne Furcht und Scheu,
Vor Gott voll Ehrfurcht und Treu:
So sei, ich sage es, so laut ich kann,
Die deutsche Frau, der deutsche Mann.

Im Herbst.

Nun sind verstummt der Vöglein Lieder
Und träumend stehen Wald und Flur;
Ein müder Wandrer, sehnt sich wieder
Nach sanfter Ruhe die Natur.

Zum Sinnbild ist sie uns gegeben,
Wie alles Irdische vergeht,
Jedoch nach kurzem Schlummerleben
Zu neuem Wesen aufersteht.

Und wir sind gleich der zarten Blume,
Die, kaum erschlossen, schon verblüht;
Nur, daß uns Gott zu seinem Ruhme
Dereinst mit neuer Kraft versieht.

Es darf uns darum nicht betrüben,
Wenn Todesahnung uns umweht.
Denn in der Seele steht geschrieben:
„Auf Hoffnung seid ihr ausgesät!"

A. Etmer.

Erkältungskrankheiten.

Von Dr. Obert.

Mit dem Hereinbrechen der kalten Jahreszeit stellen sich allerlei Erkältungskrankheiten ein. Der Organismus kann dem eisigen Winde und der feuchten, kalten Luft nicht genug Widerstandskraft entgegensetzen und wird, ehe er es sich versieht, aufs Krankenlager geworfen. Aber nicht allein von außen dringen jetzt tausend Schädlichkeiten auf ihn ein, deren er sich nur bei großer Aufmerksamkeit erwehren kann, sondern sogar innerhalb der Häuser lauern die Feinde der Gesundheit ihm auf.

Es ist freilich durchaus nicht ratsam, sich aus Furcht vor Erkältungen von der frischen Luft abzuschließen und sich so in übertriebener Weise vor den gesundheitsschädlichen Bakterien schützen zu wollen, die bei jedem Atemzuge durch Mund, Nase und Hals in unsern Körper gelangen. Doch sollen schwächliche Menschen, die sich noch nicht gegen die Witterungseinflüsse genugsam abgehärtet haben, die Gesundheit nicht leichtsinnig aufs Spiel setzen, sich vielmehr zweckmäßig kleiden und verhalten. Denn bei einiger Vorsicht können auch sie den Herbst und Winter in leidlich guter Gesundheit verbringen. Sie sollten z. B. bei einer schwachen, wenn auch durchaus nicht kranken Lunge das Hinausgehen bei scharfem Ostwinde vermeiden. Jeder Hustenkranke muß ihm unbedingt nicht ausgesetzt werden. Beide sollen, wenn es irgendwie einzurichten ist, auch nicht bei Nebel oder starkem Regen hinausgehen. Aber die Krankheit braucht uns auch gar nicht von außen her übermittelt zu sein. Einer der Hausbewohner bekommt plötzlich einen heftigen Schnupfen. Er bleibt einige Tage daheim und ist dann wieder wohlauf. Nicht aber sein schwacher Stubengenosse. Er ist angesteckt worden und muß nun viel mehr durch die heftige Erkältung leiden als der erstgenannte kräftigere Mensch. Letzterer muß sich daher, soviel er nur kann, vor diesen gefährlichen Gelegenheiten zur Krankheitsübertragung hüten. Selbst wenn er dafür als gefühl- und teilnahmslos angesehen wird. Denn nur er weiß, wie empfänglich er ist, und nur er hat zu leiden. Ansteckungsmöglichkeiten sind im engsten Familienkreise wie im Außenverkehr vorhanden. Können sie nicht ganz ausgeschaltet werden, so soll man doch die durchaus nötige Vorsicht nicht aus den Augen lassen. Ein Krankenbesuch, so freundlich er gemeint ist und so wohltuend der Leidende davon berührt wird, kann doch die direkte Ursache zur Weiterverbreitung der Krankheit sein.

Auch der Aufenthalt in den oft gedrängt vollen Eisenbahnabteilen, in der engen Elektrischen, im Theater und Konzertsaal kann empfindlichen Personen recht gefährlich werden. Wie denn den Schulkindern die allermeisten Krankheiten durch ihre erkrankten oder krank gewesenen Gefährten zugebracht werden; obgleich auch der Schulweg bei vielleicht sehr rauhem Wetter seine Gefahren für den zarten Kinderorganismus in sich birgt. Eine verständige Mutter wird sich von der Erfahrung belehren lassen und ihre Kinder einmal durch eine vernünftige Abhärtung widerstandsfähig machen, sie dann aber auch vor jeder Ansteckungsgefahr ernstlich zu schützen suchen.

Für die Küche.

Feine Käsetorte. Eine konische Tortenform mit Rand lege man mit butterreichem Hefenteich dünn aus und lasse etwas angehen. Dann fülle man folgende Masse ein und backe in guter Hitze ¾ Stunde. 600 Gr. festen Käse (oder Quark), rühre mit 125 Zucker und 6 Eigelb tüchtig glatt und mische 125 Gr. bestes Mehl unter. Als Gewürz diene Vanille oder Zitronen-Abgeriebenes, und zur Geschmacksverbesserung in Wein gekochte Sultaninen. Die Masse verdünne man (knapp) mit ¼ Schoppen (⅛ Liter) Milch und schlage dann 5 Eiweiß zum festen Schnee, den man flott unterrühre. Darauf fülle sofort auf den etwas angegangenen (durch Hefe aufgetriebenen) Boden und backe wie vorbemerkt. Vor dem Servieren tüchtig mit Staubzucker bestäuben.

Weinsuppe. Eine helle Einbrenne aus Butter und Mehl wird erst mit kochendem Wasser verkocht und dann mit einer Flasche Weißwein aufgefüllt. Dazu gibt man einige Korinthen, Zitronenscheiben ohne Kerne, Zucker, eine Prise Salz, läßt alles gut aufkochen und rührt die Suppe mit Eigelb ab. Kleine in Butter gebratene Semmelbrösel werden nebenbei gereicht.

Rinderbraten auf sächsische Art. Ein Stück Rindfleisch aus der Keule wird drei Tage lang in ein Essigtuch geschlagen, das täglich frisch angefeuchtet wird, dann gehäutet und gespickt, gesalzen und mit reichlich ausgebratenem Speck von allen Seiten braun gebraten, darauf gibt man so viel kochendes Wasser unter den Braten, daß er halb darin liegt und fügt hinzu: eine zerschnittene Sellerieknolle, einige Möhren, Lorbeerblatt, Pfeffer und einige Zwiebeln. Der Braten muß unter öfterem Begießen langsam weich schmoren. 2½—3 Kilo brauchen 3 Stunden und die Sauce wird zum Schluß mit etwas braunem Mehl sämig gemacht. Nach Belieben kann man an die fertige Sauce einige Löffel Birnensaft oder Birnenkraut geben, wovon sie eine gute Farbe erhält.

Hauswirtschaft.

Schwämme. Um Wasch- und Badeschwämme, die bereits zu viel Seife angezogen haben und infolgedessen ihrem Zwecke nicht mehr entsprechen, wieder brauchbar zu machen, lege man sie zwölf Stunden lang in eine starke Auflösung von Pottasche. Hiernach sind sie in Wasser tüchtig auszuwaschen, darauf in Branntwein und endlich noch einmal in heißem Wasser. Ein anderes Verfahren ist folgendes: Nimm warmes Wasser, füge demselben Natronlauge, pro Liter ca. 20 Tropfen, bei, wasche in dieser Lösung die Schwämme tüchtig aus, spüle sie danach in reinem Wasser und bringe sie nun in Bromwasser. In dem Bromwasser bleiben sie so lange liegen, bis sie die gewünschte Weiße erlangt haben. Ist dies erfolgt, so kommen sie nochmals in die ersterwähnte Natronlösung, worauf sie zur Entfernung des Bromgeruches in reinem Wasser kräftig auszuspülen sind. Getrocknet werden sie alsdann am besten in der Sonne.

Mittel gegen den Hausschwamm. Ein erfolgreiches Mittel gegen diese unangenehme Plage ist Petroleum. Pilzkrankes Holz bestreicht man mit Petroleum, es wird dasselbe von der Flüssigkeit leicht durchdrungen, der Pilz vollständig zerstört und dessen weitere Entwickelung verhindert. — Mit Mauerwerk kann man es ebenso halten. Die an dem Gestein haftenden Pilze werden schwarz, lösen sich los und verwandeln sich in schwarze Fäden, welche dann absterben. Der Schwamm ist damit vollständig zerstört.

Erprobtes.

Die Tasten des Klaviers werden weiß, wenn sie 2—4 Stunden in eine Lösung von schwefeliger Säure in Wasser gelegt werden. Ein weiteres Mittel besteht darin, daß man die Tasten mit einem Flanellappen abreibt, der in Terpentin getaucht ist. Setzt man darauf die Tasten der Einwirkung der Sonnenstrahlen aus, so wird nach einigen Tagen die gelbe Farbe verschwinden und das Elfenbein wie neu aussehen. Diese bleichende Eigenschaft des Terpentinöls beruht auf der Bildung von Ozon, das direkt bleichend einwirkt.

Haltbaren, glänzenden schwarzen Lack für eiserne Öfen stellt man her, indem man ein Kilogramm Holzteer bis beinahe zum Sieden erhitzt, dann ein Sechzehntel Kilogramm pulverisiertes Eisenvitriol zufügt. Der obere zu lackierende Teil des Ofens wird erwärmt und der heiße Lack mittelst eines Pinsels aufgetragen. Durch die Wärme des Ofens trocknet er rasch ein und erscheint als fester glänzender Überzug.

Handarbeiten.

Einlegesohlen. Hierzu können Wollreste in freundlichen, hellen Farben verwendet werden. Man macht von den Resten für jede Sohle ungefähr eine 2½ Meter lange, acht- bis zehnfache Strähne. Diese wird in dichten, schlangenartigen Windungen mit überfangstichen auf leichte, steife Einlegesohlen festgenäht. — Oder man strickt von der Wolle Nuppensohlen. Als Vorlage dient eine dünne Sohle, die man zuletzt der gestrickten Sohle unterheftet. Es werden 7 Maschen aufgeschlagen und zwei Touren glatt hin- und hergestrickt, bei der dritten Tour hebt man eine Masche mit Umschlag ab, strickt eine nach und wickelt bei der dritten Masche den Wollfaden zweimal lose über den rechten Zeigefinger, zieht den Umschlag durch die Masche, strickt eine Masche glatt, dann wieder eine Nuppe und so abwechselnd weiter, am Ende der Nadel strickt man wieder zwei Maschen glatt. Nun folgen zwei glatte Touren, wobei zugenommen werden muß. Man fängt am Hacken an und muß gut aufpassen, wenn ab- oder zugenommen wird; dies geschieht stets an beiden Seiten gleichzeitig, sonst wird die Sohle schief. Es ist dies ein nettes Kindergeschenk für ältere Leute, welche an Reißen oder kalten Füßen leiden.

Universitäts- und Landesbibliothek Sachsen-Anhalt
urn:nbn:de:gbv:3:3-171133730-61216334219141128-18/fragment/page=0011

Humor und Rätsel.

Vexierbild.

Wo ist der Franktireur?

Reflexion. Deutscher Soldat in Frankreich: „Frankreich muß früher doch mal deutsch gewesen sein, woher sollten's denn die vielen deutschen Wörter, wie: Café, Restaurant, Perron, Bureau usw. herhaben?"

In Gedanken. French: Ich weiß gar nicht, warum Wellington damals so die Preußen herbeigesehnt hat. Ich bin froh, wenn ich sie nicht sehe.

Verlorene Mühe. Schüler: „Du, Vater, für was hab' ich nun Französisch lernen müssen, wo jetzt Frankreich doch deutsch wird?"

Kriegszeit. „Gestern hab' ich ein Beefsteak gegessen, das hat mich an die feldgraue Uniform erinnert: man hat's kaum gesehen."

Aus der Rolle gefallen. „Unter welchem Namen darf ich die gespendeten zehntausend Mark buchen?" — „Ungenannt natürlich — überhaupt kennen Sie mich denn nicht, den Herrn Kommerzienrat Steinreich?"

Kampf den Fremdwörtern. Der dreizehnjährige Hans stößt seine ältere Schwester heftig an. „Pardon," sagt er, sich entschuldigend. — „Kannst du kein deutsches Wort für „Pardon" anwenden?" fragt ihn seine Schwester. — Hans überlegt einen Augenblick. „Selbstverständlich," ruft er dann, „auf deutsch heißt es hoppala!"

Billiges Unternehmen. Söhnchen: „Ist es wahr, Papa, daß der Diogenes in einem Faß gewohnt hat?" — Geschäftsmann: „Freilich, Fritzchen!" — „Hm — da hätte man ja damals mit zwanzig Fässern ein Hotel einrichten können!"

Amerikanische Kritik. „Die gestrige Vorstellung des „Hamlet", über die wir nicht ein Wort verlieren wollten, dürfte wenigstens die eine Frage endgültig gelöst haben, wer von den beiden, Shakespeare oder Bacon, der Autor der wunderbaren Dramen ist. Man braucht nur die beiden Gräber zu öffnen und festzustellen, wer von den beiden sich nach der gestrigen Vorstellung im Grabe herumgedreht hat.

Vorsicht. „Warum schreiben Sie nur Ihrer Braut immer mit der Schreibmaschine?" — „Nur aus Vorsicht. Sie könnte ja sonst meine Briefe einem von den Menschen vorlegen, die den Charakter aus der Handschrift lesen können."

Schaufensterreklame. „Kellner," sagte der Gast empört, „was soll denn das heißen? Gestern bekam ich für denselben Preis eine Portion Huhn, die war genau noch mal groß wie heute." — „Jawohl, Herr," antwortete der Kellner. „Wo saßen Sie denn?" — „Da drüben am Fenster." — „Das war es eben. Die Leute, die am Fenster sitzen, kriegen immer die größere Portion. Das macht sich von draußen sehr gut!"

Sein Geschenk. „Was hat Ihre Frau nur für blaue Augen," sagte der Freund bewundernd. — „Ja," sagte der Mann, dessen Gedanken gerade mit etwas anderem beschäftigt waren, „die hat sie von mir!"

Die erste Soiree. Parvenü: „Von den beiden Professoren, die uns diesen Abend besuchen werden, habe ich schnell einige Werke gekauft und auf den Tisch gelegt, damit sie sehen, daß man Interesse für ihren Beruf und ihre Forschungen hat." — Frau: „Ein Staatsanwalt kommt doch auch . . . da müßte man außerdem ein Strafgesetzbuch hinlegen!"

Kriegsproblem.

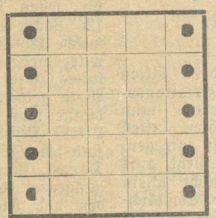
$$H_4\ I_2\ III_2\ W,\ II_6,\ III_4\ III_2$$
$$IV_2\ II_4, W,\ V_1\ I_1,\ II_7,\ V_1\ III_2$$
$$V_2, IV_4\ III_1,\ I_1\ III_7\ II_2\ IV_5,$$
$$II_7,\ CH,\ III_1 II_4$$

Merkrätsel.

Trachtenfest, Tuschkasten, Hausfrau, Schwemme.

Von jedem Wort sind drei nebeneinanderstehende Buchstaben zu merken, derart, daß die gemerkten Gruppen in sinngemäßem Zusammenhang ein Sprichwort ergeben.

Füllrätsel.



1. Rechtsverhältnis.
2. Spanische Hafenstadt.
3. Gestalt der griechischen Sage.
4. Negerstamm.
5. Englischer Staatsmann.

Die Buchstaben AAA, C, E, HH, JJ, LL, M, N, OOOOO, P, RR, SS, TTTT, UU, W sind in die Felder vorstehender Figur derart einzutragen, daß die wagerechten Reihen Wörter von der beigefügten Bedeutung bilden und die erste und letzte senkrechte Reihe zwei Zeitbezeichnungen ergeben.

Rätsel-Auflösungen aus voriger Nummer:

Zifferblatträtsel.

1	2	3	4	5	6	7	8	9	10	11	12
M	E	I	A	I	H	E	N	E	J	D	A

Meta, Etat, Athene, Athen, Neid, Ei, Eid, Ida, Dame.

Ergänzungsrätsel.

Irma, Schweigen, Geist, Wahl, Rheinwein, Scheit
Im Wein ist Wahrheit.

Reihenrätsel.

Ein schönes Alter ist des Lebens Krone,
Nur dem, der sie verdient, wird sie zum Lohne.
Wer lange trug des Daseins schwere Bürde,
Und alt sein Haupt noch aufrecht hält mit Würde,
Gibt dadurch Zeugnis, daß er seinem Leben
Von Jugend auf den rechten Halt gegeben. Bodenstedt.

Magisches Zahlenquadrat.

3	11	34	35	36	4
12	13	24	23	25	29
31	26	19	23	14	10
32	27	18	22	15	9
8	16	21	17	28	33
37	30	7	6	5	38

Gedruckt und herausgegeben von Paul Schettlers Erben. Gesellsch. m. b. H. Hofbuchdruckerei, Cöthen, Anh. Verantwortl. Schriftleiter: Paul Schettler, Cöthen

Nebraer Anzeiger

für Stadt und Umgegend.

Erscheint
Mittwoch und Sonnabend.
Abonnementspreis
vierteljährlich 1,05 Mk. pränumerando, durch die Post oder andere Boten 1,20 Mk., durch die Briefträger frei ins Haus 1,45 Mk.

Gratisbeilagen:
Wöchentlich ein illustriertes Sonntagsblatt und vierzehntägig eine landwirtschaftliche Beilage.

Insertionspreis
für die einspaltige Korpuszeile oder deren Raum 15 Pfg., bei Privat-Anzeigen 10 Pfg. Reklamen pro Zeile 25 Pfg.
Inserate
werden bis Dienstag und Freitag 10 Uhr angenommen.

Amtliches Organ der königlichen und städtischen Behörden in Nebra a. U.

Nr. 95. Nebra, Sonnabend, 28. November 1914. 27. Jahrgang.

Bulgarien will mitmachen.

Mit dem Losschlagen der Türkei ist die Zahl der am Kriege teilnehmenden Staaten noch nicht geschlossen. In Lissabon treten nächstens die Kammern zusammen, um zu beschließen, ob Portugal mitkun soll oder nicht. Neutral ist Portugal tatsächlich schon bisher nicht gewesen. Es steht vollständig unter englischem Druck; ob es sich jedoch dazu entschließt, offen mit Hilfstruppen auf die englische Seite zu treten, ist noch nicht gewiß und schließlich, angesichts der geringen Machtmittel, über die es verfügt, ziemlich gleichgültig.

Während sein Anschluß an den Dreiverband den europäischen Kriegsschauplatz nicht erweitern würde, hängt von der Haltung Bulgariens ein neuer Balkankrieg ab. In den letzten Wochen ist von den Mächten des Dreiverbandes in Sofia mit allen Mitteln gearbeitet worden, um Bulgarien gegen die Türkei mobil zu machen oder es wenigstens zur Bewahrung der Neutralität zu bestimmen. Man versprach Bulgarien die freiwillige Abtretung eines Teils der von Serbien im zweiten Balkankriege geraubten mazedonischen Gebiete und stellte ihm die leichte Rückeroberung der sogenannten Enoslinie mit Adrianopel gegen die mit ihren militärischen Kräften gegen den Kaukasus und Ägypten vorgehende Türkei vor. Alle diese Versuche sind gescheitert. Stärker als diese Verlockungen erwies sich der tiefe Groll der Bulgaren darüber, daß sie, die in dem Türkenkriege militärisch am meisten geleistet und die größten Opfer gebracht hatten, in dem darauf folgenden Beutekriege mazedonisches, nach dem Rückzuge der Türken hauptsächlich von bulgarischen Stammesbrüdern bewohntes Land den Serben und Griechen überlassen mußten.

Nach glaubwürdigen Berichten aus Sofia geht die fast allgemeine Stimmung dahin, sich unter keinen Umständen wieder unter russischen Schutz zu stellen und vor allem an den treulosen Serben Vergeltung zu üben. „Wir sind vollkommen entschlossen," schreibt die der Regierung nahestehende ‚Kambana', „das ganze Mazedonien bis zum Fluß Bistritza zu besetzen. Von der Türkei haben wir nichts zu verlangen und mit Rumänien können wir in Frieden leben. Es liegt in unserem eigenen Interesse, daß ein starkes Rumänien zwischen uns und dem russischen Bären liegt. Unser einziger Zweck ist die Vernichtung Serbiens und Griechenlands."

Die Neigung, den Hilferufen der in serbische Knechtschaft geratenen mazedonischen Stammesgenossen zu folgen, ist auch in den sonst russenfreundlichen Kreisen Bulgariens noch gestiegen, seitdem der Widerstand der Serben gegen die österreichisch-ungarischen Truppen an der Save und Drina zusammengebrochen ist und Aussicht besteht, daß nach der Eroberung Belgrads auch die zwischen Serbien und Rumänien laufende Donaustraße, am eisernen Tor, für russische Transporte gesperrt und für Transporte aus Ungarn freigemacht wird. Hinderlich für den Entschluß, aktiv gegen Serbien vorzugehen, ist nur die Rücksicht auf Rumänien, das den Bukarester Frieden herbeigeführt hat und eine beträchtliche Vergrößerung Bulgariens nicht wünscht.

Wie sich dieser Gegensatz lösen wird, läßt sich noch nicht absehen. Das meiste hängt

kennen lassen, stehen die Dinge für Deutschland ausgezeichnet. Nachdem unsere Gegner vergeblich den Versuch gemacht haben, uns starke Friedenssehnsucht anzudichten, beginnen sie wieder mit Drohungen. Neue Fliegerpfeile, neue Unterseebootarten, neue sehr weittragende Geschütze haben sie herangeschafft, und nunmehr werden sie den Sieg an ihre Fahnen heften. Dabei ist in Paris, London und Warschau kaum noch dem Schrecken zu wehren, weil eben unsere Gegner wissen, daß unser Vormarsch zwar verzögert, aber nicht aufgehalten werden kann.

Deutschlands Erfolge in Ostafrika.

Die englische Gesandtschaft im Haag teilt über die jüngsten Operationen in Ostafrika folgendes mit:

Da gemeldet wurde, daß eine wichtige Endstation der Eisenbahn in Deutsch-Ostafrika nur schwach besetzt sei, wurden Truppen entsandt, um die Station zu erobern. Sie wurden am 2. November gelandet und rückten sofort gegen die feindliche Stellung vor. Mittlerweile stellte sich heraus, daß die Deutschen sehr stark waren, und obwohl die Engländer die Stadt erreichen konnten, waren sie gezwungen, sich zurückzuziehen und sich zur Vorbereitung neuer Operationen wiederum einzuschiffen. Die englischen Verluste betrugen rund 800 Mann.

Wenn auch nicht näher ausgeführt wird, wo sich die Schlacht zugetragen hat, so kann an der Wahrheit des Berichtes schon deshalb nicht gezweifelt werden, weil er aus englischer Quelle stammt.

*

Der Aufstand in Marokko.

In Madrid liegen neue Meldungen über den Aufruhr in Marokko vor. Danach sollen fast alle Stämme in den französischen Gebieten dem Kommandanten den Gehorsam aufgekündigt haben, worauf sie in das Lager der Rebellen übergegangen seien. Die Hauptstadt Fez sei bereits gänzlich vom Verkehr mit der Außenwelt abgeschnitten, die französische Besatzung stehe nur noch auf drahtlosem Wege mit der Küste in Verbindung. In Fez selbst soll es zu blutigen Unruhen und Straßenkämpfen gekommen sein.

In den politischen Kreisen Madrids ist man der festen Überzeugung, daß Frankreich gezwungen sein würde, sofort einen Kolonialkrieg allergrößten Stiles zu führen, wenn es nicht Marokko, Südalgerien und vielleicht sogar Tunis auf immer verlieren wolle. Eine Unterstützung seitens der spanischen Regierung hält die gesamte einsichtige Presse für völlig ausgeschlossen.

*

Die Vernichtung des „Audacious".

Zu dem Untergang des englischen Überdreadnought „Audacious", der an der irischen Küste unterging, wird von der ‚National Tidende' in Stockholm geschrieben:

Ein schwedischer Dampfer, der am 21. Oktober mit der „Olympic" New York verließ, schätzte am 25. Oktober mittags an der irischen Küste ein großes englisches Kriegsschiff, das still lag und augenscheinlich in Not war. Auf Verlangen des Kriegsschiffes nahm die „Olympic" 250 Mann der Gesamtbesatzung von 800 bis 900 Mann an Bord, der Rest wurde von einigen Kriegsschiffen aufgenommen, die zu Hilfe kamen. Wie verlautete, war das große englische Kriegsschiff morgens **stark beschädigt** worden, doch war es ungewiß, ob **durch eine Mine oder durch ein Torpedo** von einem deutschen Tauchboot. Übrigens wurde den „Olympic"-Passagieren durch Anschlag verboten, in England etwas von dem Gesehenen zu berichten. Die „Olympic" versuchte, das Kriegsschiff, das eine starke Schlagseite bekommen hatte, ins Schlepptau zu nehmen, was sich aber als unmöglich erwies. Nach dem, was die Passagiere später erfuhren, **ging das Kriegsschiff kurz darauf unter.**

Die Vernichtung des „Audacious" trifft die englische Flotte schwer; denn es handelt sich hier um einen Dreadnought modernster Art. Das Schiff war im Jahre 1912 vom Stapel gelaufen und gehörte der „King-George-V"-Klasse an. Das sind Linienschiffe von über 27 000 Tons Wasserverdrängung und sehr starker Panzerung, die eine äußerst schwere Armierung tragen. Der „Audacious" führte zehn 34,3- sechzehn 10,2- und vier 4,7-Zentimeter-Geschütze, 5 Maschinengeschütze und drei Torpedorohre.

Meuterei im russischen Heere.

In Lemberg ist jetzt bekannt geworden, daß die zwischen dieser Stadt und der Festung Przemysl stehenden **Tscherkessenregimenter gemeutert** hätten, als sie erfuhren, daß in Konstantinopel der **heilige Krieg** verkündet worden sei. Die Regimenter sollen sofort nach dem Innern verlegt und durch andere ersetzt worden sein.

*

— Der ‚Daily Mail' wird von ihrem Petersburger Mitarbeiter geschrieben: „Serbien befindet sich in einer **bösen Lage.** Österreich hat von Deutschland den Befehl erhalten, endlich mit Serbien Schluß zu machen, schon um dadurch Bulgarien auf Deutschlands Seite zu bringen."

*

Das Ringen um den Suezkanal.

Wie der Mailänder ‚Italia' aus Alexandrien telegraphiert wird, hat etwa 20 Kilometer östlich vom Suezkanal zwischen türkischen Truppen und indischen Kamelreitern ein Gefecht stattgefunden, das durch das Eingreifen türkischer Kavallerie zu ungunsten der Indier entschieden wurde. Die Indier wurden gänzlich zersprengt, die beiderseitigen Verluste sind unbekannt.

Die Türken führen vier schwere Batterien mit sich, von denen eine bereits beim Kanal aufgestellt sein soll. Die Türken sollen beabsichtigen, mit diesen Geschützen die Kunstbauten der Kanalufer zu zerstören, um die englischen Kriegsschiffe festzulegen. Bisher ist Ägypten angeblich ruhig, aber man weiß nicht, ob es sich um Gleichgültigkeit oder um die Stille vor dem Sturm handelt.

*

Japan und China.

Der ‚Baseler Anzeiger' untersucht in einem Artikel, was Japan im Schilde führe. Er betont die Möglichkeit einer **Auseinandersetzung mit den Waffen** zwischen Japan und China wegen der Streitigkeiten betreffend die Schantungbahnkonzessionen usw. und weist auf die Schaffung eines japanischen Flottenstützpunktes auf den deutschen Inselgruppen im Stillen Ozean hin. Der Artikel schließt: Wenn etwas den Europäern die ganze Gefährlichkeit dieses Krieges recht deutlich vor Augen führen kann, so ist es die **Lage im fernen Osten,** und die japanischen Bemühungen in Petersburg, mit den Russen zu einem Bündnis zu gelangen, müßten eigentlich jedem zu denken geben. Gelingt der Bündnisabschluß, dann ist der jetzt noch sehr ferne Osten mit einem Mal durch die russische Tür ins Herz Europas gelangt. Die Folgen kann man sich ungefähr vorstellen, und dann dürfte die Zeit kommen, wo selbst gewissen englischen Ministern das Spötteln vergehen könnte.

Hindenburgs Sendung.

Die geschichtliche Sendung Hindenburgs ist die gewaltigste, die seit den Tagen der Kämpfe zwischen Germanen und Römern jemals einem Manne zuteil geworden ist. Um die Bedeutung dieser Sendung richtig zu erfassen, muß man sich den großen inneren Hintergrund des Weltkrieges vergegenwärtigen und sich gleichsam auf den Standpunkt stellen, von dem aus in Jahrzehnten die Kulturforscher den heutigen Weltkrieg betrachtet hätten, wenn Russland nicht durch das Genie Hindenburgs zerschmettert worden wäre.

Es ist keine Frage, daß in diesem Falle für einen späteren Geschichtsforscher der Krieg im Westen, der heut die größte Bedeutung hat, nur eine untergeordnete Rolle spielen würde. Bei der geschichtlichen Betrachtung von gewaltigen Wendepunkten großer Zeitläufe werden nicht die Kriege und Siege nach ihrer zeitigen Größe, sondern nach ihren kulturgeschichtlichen Folgen gewertet. Der Weltkrieg entstand — darüber ist bei keinem ein Zweifel —, weil Rußland der slawischen Idee eine Ausbreitung über ganz Europa schaffen wollte. Der Balkan mußte in den letzten Kriegen zu einem slawischen Vasallenstaat werden. Serbien hatte von Rußland den Auftrag, den slawischen Gedanken in Österreich auszubreiten. Die großserbischen Umtriebe, denen der Erzherzog Franz Ferdinand zum Opfer fiel, waren eine mit Rußlands Einwilligung betriebene Agitation des slawischen Gedankens.

Als dann der große Krieg ausbrach, da Deutschland sich durch die gewaltigen Rüstungen Rußlands gegen Österreich und gegen unsere eigene Ostgrenze bedroht fühlte, war in der Presse der ganzen Welt allgemein die richtige Auffassung zu lesen, daß es sich jetzt um ein Wettringen zwischen dem Slawentum und dem Germanentum handele. Das ist der Kernpunkt des großen Weltkrieges. Rußland wollte seine Hände nach Österreich und nach Deutschland ausstrecken, um dadurch ganz Europa zu einem slawischen Staat zu machen. Hätte Rußland gesiegt, dann wäre naturgemäß Frankreich in völlige Abhängigkeit von dem übermächtigen Rußland geraten, und England wäre ein erbitterter aber schwacher Feind Rußlands geworden. Rußland hätte seine Fänge nach der Türkei ausgestreckt, hätte ganz Persien als sein Interessengebiet betrachtet, hätte Afghanistan und Indien bedroht, ohne daß sich England hätte dagegen wehren können. Dies wäre aber nicht die schrecklichste Folge des Krieges gewesen.

Die furchtbarste und alle sittlichen Begriffe erschütternde Folge dieses Krieges, dessen Ausgang das kurzsichtige England gar nicht erkannt hätte, wäre die gewesen, daß die rohe, plumpe und ungefüge slawische Kultur den Sieg über die germanische Kultur erlangt hätte. Dann wären alle sittlichen Grundlagen vernichtet. Nicht nur für jetzt, sondern auch für spätere Jahrhunderte! Unsere Enkel hätten mit Schaudern gefühlt, daß durch ein entsetzliches Verhängnis ein weltvernichtender Geist über ungeheure sittliche Werte des deutschen Geistes den Sieg davongetragen hätte, das heißt, daß die ganze moderne Kultur vernichtet gewesen wäre, um einer brutalen Gewalt Platz zu machen.

Neben diesen furchtbaren Begleiterscheinungen des Weltkrieges wäre der reine kriegsmäßige Verlauf des Ringens im Westen für die späteren Jahrhunderte zur völligen Bedeutungslosigkeit herabgesunken. Europa und Asien wären slawisch geworden und der russischen Knute ausgeliefert. Das ist nun Hindenburgs gewaltiges Werk, daß er die Welt vor diesem furchtbaren Verhängnis der Vernichtung aller sittlichen Begriffe bewahrt hat. Seine großen Siege werden ihn unter die größten Feldherren aller Zeiten einreihen. Seine geschichtliche Sendung, die er aber damit erfüllt hat, wird ihn zum Erretter der Kultur Europas und zu einer Lichtgestalt machen, die sich schützend vor Europa gestellt hat und das Slawentum mit gewaltiger Faust in die Grenzen zurückwarf, in die es gehört.

Politische Rundschau.

Deutschland.

* Der **Reichskanzler** wird zu vorübergehendem Aufenthalt in Berlin erwartet. Er dürfte an der Sitzung des Reichstags teilnehmen. — Der Staatssekretär des Auswärtigen Amts, Staatsminister v. Jagow, ist für einige Tage in Berlin eingetroffen.

* Durch den dem **Reichstage** nunmehr zugegangenen Entwurf eines Gesetzes betr. die Feststellung eines zweiten **Nachtrags** zum **Reichshaushaltsetat** für das Rechnungsjahr 1914 wird der Reichskanzler ermächtigt, zur Bestreitung einmaliger außerordentlicher Ausgaben abermals die Summe von **fünf Milliarden Mark** im Wege des Kredits flüssig zu machen. Ferner wird der Reichskanzler ermächtigt, zur vorübergehenden Verstärkung der ordentlichen Betriebsmittel der Reichshauptkasse über den im Etatgesetz angegebenen Betrag hinaus nach Bedarf Schatzanweisungen bis zur Höhe von 400 Millionen Mark auszugeben. In den Erläuterungen heißt es, daß von dem nachbewilligten Kredit ein Betrag bis zu zweihundert Millionen Mark nach näherer Bestimmung des Bundesrats bereitgestellt wird zur Gewährung von Wochenbeihilfen während des Krieges, sowie zur Unterstützung von Gemeinden oder Gemeindeverbänden auf dem Gebiete der Kriegswohlfahrtspflege, insbesondere der Erwerbslosenfürsorge und der die gesetzlichen Mindestsätze übersteigenden Unterstützung von Familien in den Dienst eingetretener Mannschaften.

Frankreich.

* Nach Baseler Blättern herrscht in ganz Frankreich **Mangel an Lebens- und Brotmitteln.** Das einheimische Korn ist danach zurzeit sehr knapp. Die Bevölkerung fürchtet ein teilweises Zurückhalten des Getreides aus Spekulationsabsichten. Der offizielle Preis des Alkohols ist 60 bis 65 Frank, was einem Aufschlag von ungefähr 2,50 Frank in den letzten Tagen gleichkommt. Der Zucker ist ebenfalls sehr knapp. Bezüglich der Weine wird aus vielen Gegenden eine starke Enttäuschung gemeldet, sowohl was die Güte, wie die Menge betrifft. Trotz aller Anstrengungen, die Flußschiffahrt möglichst im Gange zu erhalten, ist der Verkehr stockend. Darunter leidet besonders die Kohlenzufuhr. In Paris sind sämtliche Vorräte für öffentliche Zwecke requiriert worden, so daß großer Mangel herrscht. Die Preise sind ganz beträchtlich gestiegen, so daß sie für viele unerschwinglich geworden sind.

Universitäts- und Landesbibliothek Sachsen-Anhalt
urn:nbn:de:gbv:3:3-171133730-61216334219141128-18/fragment/page=0013